

Rieser Tageblatt

und Anzeiger (Ebeblatt und Anzeiger).

Telegraphen-Adresse:
"Tageblatt", Riesa.

Amtsblatt

Verantwortlicher:
Hr. M.

für die Königl. Amtshauptmannschaft Großenhain, das Königl. Amtsgericht und den Rat der Stadt Riesa,
sowie den Gemeinderat Gröbba.

Nr. 178.

Mittwoch, 4. August 1915, abends.

68. Jahrg.

Das Rieser Tageblatt erscheint jeden Tag abends mit Ausnahme der Sonn- und Festtage. Vierteljährlicher Bezugspreis bei Abholung in der Expedition in Riesa 1 Mark 50 Pfg., durch unsere Träger frei ins Haus 1 Mark 65 Pfg., bei Abholung am Schalter der Kaiserl. Postanstalten 1 Mark 65 Pfg., durch den Briefträger frei ins Haus 2 Mark 7 Pfg. Auch Monatsabonnementen werden angenommen. Einzelnummern für die Nummer des Ausgabestages bis vormittag 9 Uhr ohne Gebühr. Preis für die Einzelpostzeitung 48 mm breite Postzeitung 18 Pfg. (Bezugspreis 12 Pfg.) Zeitraubender und unlesbarer Satz nach bestem Tarif. Rotationsdruck und Verlag von Langer & Winterlich in Riesa. — Geschäftsstelle: Poststraße 52. — Für die Redaktion verantwortlich: Arthur Hänel in Riesa.

Nachstehend wird die Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 27. Juli 1915, betreffend den Handel mit Mehl (Reichsgesetzblatt Seite 477) zur Kenntnis gebracht.
Dresden, den 30. Juli 1915. 1502 II B I

Ministerium des Innern.

Bekanntmachung, betreffend den Handel mit Mehl.
Vom 27. Juli 1915.

Auf Grund von § 67 der Verordnung des Bundesrats über den Verkehr mit Brotgetreide und Mehl aus dem Erntejahr 1915 vom 28. Juni 1915 (Reichsgesetzbl. S. 365) bestimme ich folgendes:

Artikel I.

Mehl darf ohne Genehmigung der Reichsgetreidestelle weder vom Kommunalverbande noch von einem Andern aus dem Bezirk eines Kommunalverbandes in den einen anderen abgegeben werden.

Mehl darf innerhalb des Bezirkes eines Kommunalverbandes ohne Genehmigung der Reichsgetreidestelle von dem Kommunalverband oder einem Andern nur nach Maßgabe der für den Kommunalverband bestehenden Bestimmungen über die Verbrauchsregelung abgegeben werden.

Die Vorschriften der Abf. 1 und 2 gelten nicht für Mehl, das nach dem 31. Januar 1915 aus dem Ausland eingeführt ist, oder das aus Brotgetreide ermahlen ist, das nach dem 31. Januar 1915 aus dem Ausland eingeführt ist.

Artikel II.

Unter Vorräte im Sinne des § 65 d der Bundesratsverordnung über den Verkehr

mit Brotgetreide und Mehl aus dem Erntejahr 1915 vom 28. Juni 1915 (Reichsgesetzbl. S. 365) sind nur solche Vorräte zu verstehen, die durch einen Kommunalverband an Händler, Verarbeiter oder Verbraucher seines Bezirkes nach Maßgabe der für den Kommunalverband bestehenden Bestimmungen über die Verbrauchsregelung bereits abgegeben sind.

Artikel III.

Diese Vorschriften treten mit dem Tage der Verkündung in Kraft.
Berlin, den 27. Juli 1915.

Der Reichskanzler.
Im Auftrage: Richter.

Letztausfert mit den Kontrolnummern 318 und 324 aus den Höchstfarbwerken und 136, 149 und 157 aus den Behringwerken in Marburg sind wegen Mangels an Reinfreiheit zur Einziehung bestimmt worden.
Dresden, am 2. August 1915. 686 II M 3293

Ministerium des Innern.

Das am 1. Juli dieses Jahres fällig gewesene Schulgeld für die städtischen Schulen auf das 3. Vierteljahr 1915 ist spätestens bis zum 7. August 1915

an unsere Stadthauptkasse zu bezahlen.
Der Rat der Stadt Riesa, am 26. Juli 1915. R.

Vertikales und Sächliches.

Riesa, den 4. August 1915.

— Nichtamtlicher Bericht über die gestern abend von 6 Uhr ab im Rathausaal abgehaltene öffentliche Sitzung der Stadtverordneten. Vom Kollegium fehlten die Herren Stadtv. Mende und Geißler. Als Vertreter des Rats waren die Herren Bürgermeister Dr. Scheider, Stadtrat Dr. Diegel und Stadtrat Kommerzienrat Schönherz anwesend.

1. Das Kollegium beschäftigte zunächst der Ratsbeschl. einen einmaligen Beitrag der Stadt Riesa zur Stiftung Heimatdank betreffend. Herr Stadtv. Vorst. Bernh. Müller, der hierüber berichtete, gedachte zunächst in warmen Worten des Heldentums unserer Truppen und verwies sodann auf die Aufgaben, die sich die Stiftung Heimatdank gestellt hat. Der Rat hatte zunächst beschlossen, aus dem Kriegsberechnungsgeld der Stiftung Heimatdank einen einmaligen Betrag von 10000 Mk. zu überweisen, und zwar dergestalt, daß der Landesbeitrag über die Zinsen frei verfügen könne. Ein neuerer Ratsbeschl. lautet jedoch dahin, die einmalige Kapitalsumme von 10000 Mk. dahin abzurufen, daß nur der Kapitalbetrag von 6000 Mk. überwiesen werden solle. Herr Bürgermeister Dr. Scheider begründete diesen Ratsbeschl. und führte aus, daß der Rat bei seinem Beschl. davon ausgegangen sei, daß zunächst das Hauptgewicht auf die Kapitalabgabe an die Stiftung selbst zu legen sei. Man habe aber jetzt den Eindruck gewonnen, daß die Großstädte die Meinung teilen, daß das Hauptgewicht auf das Wirken in den Vereinen Heimatdank in den Gemeinden gelegt werden müsse. Die gestifteten Beträge der Großstädte für die Stiftung Heimatdank seien verhältnismäßig nicht so hoch bemessen, wie es der Betrag der Stadt Riesa gewesen wäre, wenn diese 10000 Mk. ausgeworfen hätte. Dagegen hätten diese Städte hohe Beträge für ihre Vereine Heimatdank bewilligt. Wenn man auch der Ansicht sein könne, daß es vielleicht doch richtiger gewesen wäre, wenn alle Gemeinden darnach gestrebt hätten, ein möglichst hohes Stiftungskapital zusammenzubringen, denn die Stiftung Heimatdank selbst solle ja ausgleichend im Lande wirken und sei der Hort, auf den wir auch in der Zukunft bauen wollten, wenn einmal das Interesse an dem Unterstiftungswerk nicht mehr so lebhaft vorherrschend, so habe der Rat, nachdem die Stiftungsergebnisse anderer Städte bekannt geworden seien, doch geglaubt, seinen ersten Beschl., 10000 Mk. zur Verfügung zu stellen, abändern zu müssen und er empfehle daher, der Stiftung Heimatdank eine einmalige Kapitalsumme von 6000 Mk. zu überweisen. In der Debatte sprachen sich die Herren Stadtv. Vergmann und Hugo dahin aus, daß auch der Betrag von 6000 Mk. noch zu hoch bemessen sei und daß die Stadt, wenn sie die Zuwendung noch etwas herabsetze, sich mit ihrer Spende immer noch sehen lassen könne. Es sei nötig, daß wir uns Mittel für die örtliche Fürsorge freihielten. Herr Bürgermeister Dr. Scheider erwiderte besonders darauf hin, daß durchaus nicht geplant sei, lediglich ein Stiftungskapital von insgesamt 500000 Mk. anzubringen, wie vielfach angenommen werde, daß man sich vielmehr mit der

Hoffnung trage, die Stiftung Heimatdank einmal auf 100 Millionen, mindestens aber auf 50 Millionen zu bringen. Und wenn die von der Stiftung Heimatdank zu lösenden Aufgaben in Betracht gezogen würden, so sei auch leicht zu erkennen, daß ein derartiges Kapital angestrebt werden müsse. Dabei sei keineswegs gedacht, dem Rische die von ihm zu leistende Fürsorge abzunehmen. Es würden aber noch tausende von Fällen übrig bleiben, die sich nicht in die Form eines Gesetzes hineinzwängen ließen, sondern die eine individuelle Behandlung benötigten. Für den Ratsbeschl. verwendeten sich noch die Herren Stadtv. Reher und Schneider. Schließlich wurde ein Antrag des Herrn Stadtv. Vergmann, den der Stiftung Heimatdank zu überweisenden Betrag auf 5000 Mk. zu bemessen, mit 9 gegen 4 Stimmen angenommen.

2. Herr Stadtv. Vorst. Bernh. Müller berichtet, daß der hiesige Spar- und Bauverein im Oktober vorigen Jahres dem Rat mitgeteilt habe, daß in seiner an der Südstraße gelegenen Kolonie 25 weitere Wohnungen fertiggestellt seien und daß somit nun dort für 47 Familien Wohnungen geschaffen seien. Von den Mietern sei der Wunsch ausgesprochen worden, mit Gas oder Elektrizität versorgt zu werden. Auf eine Anfrage des Rates haben sie sich für Aufstellung von Gasautomaten ausgesprochen. Nachdem der Gaswerksauschuß das Ansuchen abgelehnt hatte, war vom Rat beschlossen worden, die endgültige Entscheidung in dieser Angelegenheit bis Juni 1915 aufzuschieben. Vom Gaswerk waren für die Herstellung der Zuleitung zwei Kostenanschläge aufgestellt worden. Der erste, der die Benutzung eines stärkeren, späteren Verhältnisses mit Rechnung tragenden Zuleitungsrohres vorzies, stellt sich auf 7200 Mk., der zweite, der ein den jetzigen Verhältnissen entsprechendes Zuleitungsrohr vorzies, auf 5800 Mk. Der stärkeren Zuleitung sei der Vorzug zu geben. Durch die Kosten für die Aufstellung von zwei Handlabern erhöhe sich der Voranschlag um 280 Mk. Die Kosten für die Installationen in den Wohnungen belaufen sich auf 5749.70 Mk., wovon 2200 Mk. (ohne Verdienst) auf die Verlegung der Röhre in den Grundstücken und 3550 Mk. (ohne Verdienst) auf die Kosten für Apparate, Lampen, Koffer usw. entfallen. Die vom Gaswerk aufgestellte Rentabilitätsberechnung ergibt für das Werk eine Nettoeinnahme von nur 23.50 Mk. Nachdem die Angelegenheit erneut zur Beschl.fassung gestellt war, sprach sich der Gaswerksauschuß dahin aus, daß er ein Bedauern für die Herstellung der Gasleitung nicht anzuerkennen vermöge, um dem Spar- und Bauverein entgegenzukommen, solle aber trotzdem die Leitung gelegt werden, wenn der Verein sich bereit erkläre, die Kosten für Legung der Röhre in den Grundstücken selbst zu übernehmen. Es seien die Aufwendungen jetzt sehr hoch und eine Verzinsung der Anlage daher nicht zu erwarten. Der Rat ist diesem Auschußbeschl. beigetreten. Herr Stadtv. Richter führt aus, daß man den Auschußbeschl. zwar verstehen könne, aber auf der anderen Seite sich auch gegenwärtigen müsse, wie schwer es sei, heute unter diesen Petroleumverhältnissen zu existieren. Es würden alle Mieter das Gas nehmen und auch die noch leerstehenden Wohnungen würden sich vielleicht leichter vermieten lassen.

Herr Bürgermeister Dr. Scheider legte den Standpunkt des Rats dar und bekräftigte die Ausführung der Anlage. Herr Stadtv. Raßberg, sowie Herr Stadtv. Vorst. Bernh. Müller und Herr Stadtv. Hugo traten, obwohl sie im Prinzip die Berechtigung des Wunsches nach Gasversorgung der betreffenden Mieter anerkannten, für Zurückhaltung der Angelegenheit bis nach dem Kriege ein, da die Kosten — es handle sich doch immerhin um eine Ausgabe von 13000 Mk. — jetzt zu hoch seien. Herr Bürgermeister Dr. Scheider bat, wenn man die Angelegenheit jetzt einmal nicht für ausführbar halte, sie ganz abzulehnen, aber nicht zu vertagen. Es werde für den Spar- und Bauverein glücklicher sein, wenn er zu gelegener Zeit mit einem neuen Versuch an die Kollegen herantreten könne. Hierauf wurde die Ausführung der Anlage vom Kollegium gegen 2 Stimmen abgelehnt.

3. Es sind in diesem Jahre bereits für 10000 Mk. Gasautomaten-Anlagen ausgeführt worden und es liegen noch Anmeldungen für 56 weitere Anlagen vor, die einen Aufwand von 5000 Mk. erfordern werden. Da haushaltplanmäßig nur 5000 Mk. zur Verfügung stehen, so macht sich die Nachverwilligung von 10000 Mk. erforderlich. Der Rat hat der Nachverwilligung dieser 10000 Mk., die dem Erneuerungsfonds entnommen werden sollen, zugestimmt. Das Kollegium beschloß in gleichem Sinne.

4. Vom Leiter des hiesigen Gas- und Wasserwerkes ist angelegt worden, daß seit der Einberufung des Gasmeisters und dessen Stellvertreters die Aufrechterhaltung des Betriebes durch ihn allein ausgeführt werde. Die erschwerten Betriebsverhältnisse, das unregelmäßige Personal und der Leutewechsel ließen es in Rücksicht auf die Betriebssicherheit unumgänglich erscheinen, den Betrieb in ordnungsmäßiger Weise aufrecht zu erhalten. Infolge der Petroleumnot sei die Gasautomateninstallation so gestiegen, daß eine fortgesetzte Überwachung der Reute notwendig sei. Deshalb bitte er, einen Betriebsassistenten einzustellen mit einem Gehalt von 1800 bis 2400 Mark, das je zur Hälfte vom Gas- und Wasserwerk zu tragen sei. Der Rat hat diesem Ansuchen zugestimmt und beschlossen, daß die Anstellung des Assistenten zunächst nur bis 1916 erfolgen solle mit 1/4-jähriger Kündigung und auf Privatdienstvertrag. Pensionberechtigung sei nicht vorgesehen. Herr Stadtv. Vergmann meint, daß ein tüchtiger Schlosser als Vertreter des Gasmeisters vielleicht eher zu bekommen sei, als ein Betriebsassistent. Herr Stadtv. Reher schlägt vor, man möge einen Assistenten oder Gasmeister zu bekommen suchen, auch den Versuch machen, den jetzigen Gasmeister durch Reklamation frei zu bekommen. Herr Bürgermeister Dr. Scheider erklärt, daß ein tüchtiger Schlosser ebenso schwer zu finden sein werde wie ein Assistent. Den Vorschlägen des Herrn Stadtv. Reher stimmte er zu. Hierauf wurde dem Ratsbeschl. unter Vertretung des Vorschlags des Herrn Stadtv. Reher vom Kollegium einstimmig beigetreten.

Beim Ableben des früheren hiesigen Gasdirektors, Herrn Stoll, hat Herr Stadtv. Vorst. Bernh. Müller dessen Witwe das Beileid des Kollegiums zum Ausdruck gebracht. Von einem hierauf eingegangenen Dankschreiben nahm das Kollegium Kenntnis.

Vom Gewerkschaftskomitee Riesa lag eine Eingabe vor, betreffend die Verleihung eines Zentralarbeitsnachweises für den Bezirk der Amtshauptmannschaft Großenhain. Herr Stadtm. Richter beantragte hierzu, die Amtshauptmannschaft zu ersuchen, unverzüglich für den Bezirk der Amtshauptmannschaft Großenhain mit den Städten Riesa und Großenhain einen Zentralarbeitsnachweis unter paritätischer Verwaltung zu errichten, durch welchen die Vermittlung von Arbeit für gewerbliche Arbeiter, kaufmännische Angestellte, Haus- und ländliche Dienstboten geregelt würde. Es sollen Arbeitsnachweise errichtet und vor Verleihung des Arbeitsnachweises eine Aussprache mit Vertretern aller in Betracht kommenden Unternehmern und Arbeitnehmern herbeigeführt werden. Die erforderliche Vornahme von Vorarbeiten sollte beschleunigt werden. Nachdem der Antrag die erforderliche Unterstützung gefunden und Herr Stadtm. Richter ihn kurz begründet hatte, wurde er auf Vorschlag des Herrn Stadtm. Vorst. Bernh. Müller in Verbindung mit der Eingabe des Gewerkschaftskomitees an Rat zur Erwägung weitergegeben.

Schluss der Sitzung 1/9 Uhr.

Es haben nachstehende Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften des 6. Feldart.-Regiments Nr. 68 das Eiserne Kreuz 2. Klasse erhalten: St. d. Res. Bergmann, Alfred (s. St. Ers.-Abtl. 68), Offz.-Stabs. Strater, G. Batt., Unteroffz. Koof, 2. Batt., Gefreiter Kiebel, 6. Batt.

Das gestern abend von den vereinigten Kapellen der Feldart.-Regt. 32 und 68 im Stadt-Park ausgeführte Wohlthatigkeitskonzert hatte sich eines guten Besuchs zu erfreuen. Die Kapelle bot die gutgemischte Vortragfolge mit gutem Gelingen dar und sah sich durch lebhaftes Beifallspenden belohnt.

Nachdem der Sächsische Innungs-Verband von der Abhaltung eines Verbandstages im Relegsjahr 1915 Abstand genommen hat, hat nunmehr der Verbandsvorstand Veranlassung genommen, die Prüfung der aufgestellten Rechnung für das Geschäftsjahr 1914/15 vornehmen zu lassen. Das in einer zu diesem Zweck abgehaltenen Sitzung ermittelte Ergebnis bestand in folgendem Ausgabenschluss: Die Einnahmen betragen 7713,64 Mk., die Ausgaben dagegen 985,57 Mk., mithin Reserven bzw. Vermögensbestand 6728,07 Mk. — Was im übrigen die Tätigkeit des Vorstandes anbelangt, so ist folgendes zu berichten: An der Diskussion für die Kriegsteilnehmer und der Unterstützung von deren Angehörigen in der durch den Krieg geschaffenen Notlage hat sich der Verbandsvorstand beteiligt durch wiederholte Aufrufe im Verbandsorgan und schließlich direkt im Einvernehmen mit dem Gesamtvorstand bei der vom Königlich Ministerium dringend empfohlenen Gründung der Stiftung „Helmbant“. Der Verband leistete zu dieser patriotischen Stiftung einen einmaligen Beitrag von 500 Mk. und außerdem einen laufenden jährlichen Mitgliedsbeitrag bis zu 20 Mk. für den am Sitz des Verbandes zu gründenden Verein „Helmbant“. — Auch die vom Verband ins Leben gerufene „Mutterkrentenliste für sächsische Handwerker“ hat unter dem Druck des Krieges insofern zu leiden, als das Wachstum der Mitgliederzahl unter gegebenen Verhältnissen den erwarteten Erfolg nicht haben konnte. — Daß die Mitgliederzahl der dem Verband angehörenden Innungen im verflochtenen Geschäftsjahre und unter dem Druck der gegenwärtigen schweren Zeit nicht zunehmen konnte, ist ebenso natürlich, als der Austritt einiger Innungen, von der Vorstand leider feststellen mußte; nur eine Innung ist im Laufe dieser Periode neu eingetreten. — Der Verbandsvorstand schließt seine Jahresberichterstattung mit folgenden Worten: „Nunmehr steht bald ein sicherer, ehrenvoller Frieden diesem verheerenden Kriege ein Ende machen, möchten unsere zurzeit im Felde stehenden Truppen recht bald siegreich heimkehren und möchte dann unser Handwerk die Früchte eines durch schwere Kämpfe errungenen besseren Geschäftsganges genießen können!“

Die vierte Ferienkammer des Dresdner Rgl. Landgerichts verhandelte als Berufungskammer gegen die 89 Jahre alte Bahnbauingenieurin Marie Martha Fischer geb. Jähnschen aus Söbexen, wohnhaft in Gröbba, wegen Betrugs in zwei Fällen. Das Rgl. Schöffengericht Riesa sah als festgesetzt an, daß die Angeklagte am 24. Febr. d. J. den Elektromonteur Öhms und am 3. März d. J. die Stellmacherin Frau Striegler sich Anzahlungen auf bestellte Kartellkarten ließ, obwohl sie gar nicht imstande war, diese liefern zu können. Die Fischer erhielt deshalb 2 Wochen Gefängnis zuerkannt. Auf die von der Angeklagten eingeleitete Berufung wurde das vorinstanzliche Urteil bestätigt und die Fischer kostenlos freigesprochen, da das Landgericht den Schuldweis nicht für erbracht ansah.

In einer größeren Stadt Süddeutschlands gab ein Unbekannter einen französischen Kriegsanleiher in der 1. Emission über 0,50 Fr. aus, auch soll er noch ein ganzes Bündchen solcher Scheine besitzen haben. Der Schein wird schon echt sein; da die Einlösung nach dem Ausbruch aber erst sechs Monate nach Friedensschluss von der französischen Bank erfolgen soll, so ist er zurzeit wertlos. Der Schein ist aus binnem Papier hergestellt und hat die ungefähre Größe 10 1/2 zu 6 1/2 Zentimeter.

Die in größerer Anzahl bei dem Kriegsministerium eingehenden Gesuche um Bewilligung der Lösung von in Kriegsgefangenschaft geratenen Unteroffizieren und Mannschaften geben Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß die Lösung solcher Mannschaften vom zuständigen Bataillionskommando oder von der für den betreffenden in Betracht kommenden, in gleichem oder höherem Range stehenden Behörde insbesondere dann bewilligt werden darf, wenn die Unterhaltung von Angehörigen daraus befreit werden soll. Außer der Ehefrau und den ehelichen oder legitime Abkömmlingen sind als Angehörige im Sinne dieser Bestimmung auch anzusehen: Verwandte der aufsteigenden Linie (Eltern, Großeltern usw.), Geschwister, Geschwisterkinder oder Pflegekinder, wenn sie in Bedürftigkeit leben und der Kriegsgefangene oder Vermählte ganz oder überwiegend ihr Ernährer gewesen ist. Die diesbezüglichen Gesuche um Bewilligung der Lösung sind jedoch nicht an das Kriegsministerium oder eine andere heimatische Behörde, sondern nur an den Feldtruppenteil (Bataillon) oder die Behörde zu richten, welchem bzw. welcher der in Kriegsgefangenschaft Geratene oder Vermählte vor der Gefangennahme oder dem Vermählungswort angehört hat.

Durch Verfügung des Generalquartiermeisters ist die Ausgrubung von Leichen im Operationsgebiete in den Monaten August und September verboten worden. Die Erlaubnis für schon genehmigt gemessene, aber

bis zum Juli noch nicht ausgeführte Ausgrabungen muß zurückgezogen werden. Die Gründe zu dem Verbot sind hauptsächlich gesundheitliche Bedenken in der warmen Jahreszeit.

Der „Dien. Anz.“ schreibt: Die kaufmännischen Großbetriebe, Banken usw. werden darauf hingewiesen, daß die Zurückstellung Kriegsverwendungs-fähiger Angehöriger nur in vereinzelten Ausnahmefällen noch stattfinden kann, wenn der Nachweis wirklicher Unentbehrlichkeit erbracht ist. Mit der Einberufung der bisher zurückgestellten Kriegsverwendungs-fähigen Angehörigen muß vom 15. August ab gerechnet werden.

Eine Konferenz zur Wahrung der Konsumenteninteressen, der Vertreter der Kriegsaus-schüsse in Dresden, Leipzig und Chemnitz beizubehalten, trat in Riesa am Sonnabend zusammen, um über einheitliche Maßnahmen zur Vertretung der Interessen der Verbraucher zu beraten. Es wurde, wie das „Chemn. Tagbl.“ berichtet, u. a. beschloffen, darauf hinzuwirken, daß die Brotmenge für die Person von 4 auf 6 Pfund erhöht und daß außerdem noch Zusatzarten gewährt werden sollten. Außerdem soll beantragt werden, die sogenannte Streckung des Roggenmehles im Brot durch Karottensaft auszuheben oder wenigstens diesen Zusatz auf 10 Prozent herabzusetzen. Bei der Regierung beschloß man zu beantragen, daß sie zur Festsetzung von Höchstpreisen für Schlachtvieh und Fleisch den Durchschnitt der Preisliste der letzten drei Jahre als Grundlage benutze. Außerdem beschloß die Konferenz noch, auf die Verringerung der Preise für Futtermittel hinzuwirken, da hierdurch eine vernünftige Regelung der Fleischpreise eintreten wird. Bezüglich der Verordnung des Ministeriums des Innern über den Umgang der Preise für die Gegenstände des täglichen Bedarfs soll eine noch genauere Angabe dieser Waren angestrebt werden. Auch die Zuziehung von Konsumentenvertretungen zu den Verhandlungen der Gemeindevorstände und Stadtverwaltungen mit den Händlern über die Preisfestsetzungen wurde noch gefordert und beschloffen, kurz vor dem Aufammentritt des Reichstages in den drei Großstädten Sächsischer Konsumentenversammlungen zu veranstalten, durch welche die Wünsche der Konsumenten zum Ausdruck gebracht werden sollen.

Colm. Vorgefahren nachmittag brannte hier die Scheune des Maurers E. Löpfer mit größeren Heu- und einigen Getreidevorräten bis auf die Umfassungsmauern nieder. Der Brand soll beim Roggen Dreschen durch Kurzschluss des Elektromotors entstanden sein.

Vom m. a. s. Die Firma Carl Mengel u. Sohn (Waschmaschinenwerk) hier hat zurzeit durch die Tiefbohrunternehmung A. M. Zerp aus Jittau i. Sa. Bohrungen nach Wasser vornehmen lassen. Das Ergebnis ist günstig ausgefallen, da in einer Tiefe von 20 Metern eine Wasserader erschlossen wurde, welche durch Dauerpumpenbetrieb festgehalten ist, daß Ingenieur Zerp die Wasserader vorher mit der Wasserdrucke feststellte und auch die Tiefe ziemlich genau bestimmte.

Reinhold. Der erste laute Wein wurde hier am Sonntag in einigen Weinbergen gefunden. Da die schädliche Weinmücke in diesem Jahre noch nicht aufgetreten ist und die Reben stellenweise sehr reichen Traubenanlaß haben, so steht eine gute Weinernte in Aussicht, wenn der August noch die nötige Wärme bringt.

Dresden. Die Journalisten neutraler Staaten trafen Montag abend aus Leipzig auf dem Hauptbahnhof ein und wurden von einigen Herren des Ortsausschusses begrüßt. Sie begaben sich sofort nach dem Hotel „Bellevue“. Dienstag früh begaben sie sich in Automobilen unter Begleitung der Mitglieder des Ortsausschusses mit Oberbürgermeister Geh. Rat Dr. Reuter an der Spitze, Vertretern des Ministeriums des Auswärtigen und des Kriegsministeriums, sowie der Dresdner Presse nach dem sächsischen Speicher, der 1913/14 nach einem Entwurf des Stadtbaurats Prof. Geismar erbaut wurde und zahlreichen Dresdner Firmen ausreichende Lagergelegenheit bietet. Das aus Eisenbeton errichtete Gebäude besteht aus 11 Geschossen. Sämtliche Lagerräume können insgesamt 40 Millionen Kilogramm Mittern fassen. Von hier aus begab man sich nach der Mitternischen Fabrik. Die Firma Z. Biener, Dresden-Blauen, und Z. Biener, Fabrikstraße, G. m. b. H., Dresden-Friedrichstadt betreiben die Getreidemüllerei von 2 Mühlen, die insgesamt 4000 Doppelzentner oder fast pro Tag leisten. Beschäftigt wurden 1914 107 Beamte und 434 Arbeiter. Die großartigen Bauarbeiten machten auf die fremden Besucher einen überaus tiefen Eindruck. Von hier aus fuhr den Herren nach der Rgl. Gemälde-Galerie, von der sie unter Worten höchster Bewunderung schieden, um im „Italienischen Hofchen“ gemeinsam zu speisen. Darauf folgte noch ein Besuch des Bogenschießens im sächsischen Ausstellungspalast. Für heute abend hatte die Dresdner Handelskammer die Pressevertreter zu einem einfachen Abendessen eingeladen. — Für die Stiftung „Helmbant“ bewilligte der Rat 100 000 Mk. als einmaligen Beitrag, für den Verein „Helmbant“ je 25 000 Mk. zur Bildung eines Grundfonds und als laufenden Beitrag, außerdem als Mittel des Gemeinnützigen Fonds. — Ferner beschloß der Rat, Maßnahmen zu treffen gegen die Erhöhung der Lebensmittelpreise und bei den zuständigen Stellen wegen Festsetzung von Höchstpreisen für wichtige Nahrungsmittel vorstellig zu werden. — Zur Vierzehnterung für das Heer hat die Biererkaufzentrale der Heeresverwaltung mit den Dresdener Brauereien vereinbart, daß diese zur Sicherstellung des Bierbedarfs der Heeres-truppen vom 1. August an etwa 20 Prozent ihres Ausstoßes für die Armees derzeitigen haben.

Weserane. Zwei Feldzugsbeteiligte aus dem benachbarten Schönberg, der Gutbesitzer Max Hübner und der Hausbesitzer Max Weiser, fanden in der vorigen Woche den Helmbant für Vaterland. Der Zufall will es, daß beide, die schon die gleichen Vornamen führten, auch beide 1877 geboren und 1902 getraut wurden. Beide wurden an demselben Tage zum Heere einberufen, standen bei demselben Regiment und derselben Kompagnie, haben im Schützengraben gemeinsam Freund und Feind getötet und sind beide innerhalb von 24 Stunden im Kampfe gegen die Russen auf dem Felde der Ehre gefallen.

Wittweida. Ein schwerer Unglücksfall ereignete sich am Montag nachmittag gegen 5 Uhr im Gelände des Erleungsbergs. Oberhalb der Anstaltskantine war eine kleine Gruppe von Jäglingen in einer reichlich 2 Meter tiefen Sandgrube mit Wägen und Erdblock beschäftigt. Plötzlich gaben die Sandmassen nach und mehrere Jäglinge wurden ganz oder teilweise verschüttet. Der 18 Jahre alte Jägling v. Haus aus Weipzig, der sich zur Zeit des Einbruchs gerade in gebückter Stellung befand, wurde am schwersten getroffen. Er hatte außer einem Schädelbruch äußere Kopfverletzungen erlitten und

konnte nur als Leiche geborgen werden. Die Jäglinge Wäde und Ernst trugen Quetschungen sowie Hüftergüsse davon und wurden ins Stadtkrankenhaus übergeführt. Sie befinden sich außer Gefahr. Zwei weitere Jäglinge waren nur geringfügig verletzt. Die Schuld an dem Unglück wird zu einem wesentlichen Teile einem erst seit wenigen Tagen in der Anstalt tätigen Hilfsarbeiter beigemessen. Seit Wochen schon ist dem Anstaltspersonal wie den Jäglingen streng verboten, in der Sandgrube Abschabungsarbeiten vornehmen zu lassen. Der unvorsichtige Angefallene wurde auf behördliche Veranlassung vorläufig in Haft genommen.

Wittau. Von dem 40 Meter hohen Girschstein abgestürzt und tödlich verletzt ist am Montag nachmittag die 12-jährige Tochter Ella des hiesigen Bäckers Dallbauer. Das Kind spielte am Abhang des steilen Berges und suchte nach Haselnüssen. Im Eifer des Spieles ließ es die erforderliche Sorgfalt vermissen und stürzte in die Tiefe. Durch die Wucht des Falles wurden der rechten Arm sowie beide Schenkelbeine zerquetscht und der rechte Arm sowie beide Beine gebrochen; der Tod muß unmittelbar darauf eingetreten sein.

Wittau i. B. Im Hause Parolastraße 43 ereignete sich vorgestern abend ein sehr bedauerlicher Unfall. Die dort wohnende Frau Bauerlein verließ für einen Augenblick die Wohnung, um etwas zu holen, und ließ ihr 2 1/2 Jahre altes Söhnchen Karl allein. Das Kind kletterte auf einen Stuhl und öffnete das Fenster. Im selben Augenblick, als die Mutter zurückkehrte, verlor der Junge, der mit einer Fahne einem vorbeifahrenden Zuge zuwinkte, das Gleichgewicht und stürzte aus dem dritten Stockwerk auf den gepflasterten Hof. Das Kind erlitt einen rechtsseitigen Schädelbruch und starb nach kurzer Zeit. Der Vater steht im Felde.

Falkenstein. Herr Stadtrat Franz Berndt hat dem Ortsverein „Helmbant“ den Betrag von 1000 Mark überwiesen.

Wesau b. Weiskensfeld. Vorgestern nachmittag entstand im Schachte der Grube „Gustav“ durch bisher unerklärliche Entzündung von Gasen Feuer. Sechs Bergleute waren abgeschüttelt und schwebten in Lebensgefahr. Die sofort ins Werk gesetzte Rettungsarbeit wurde mit aller Energie betrieben, so daß es mit Aufbietung großer Opfermühen gelang, vier der Gefahr ausgelegte Bergleute zu retten. Der Bergmann Köbner und der Grubenauflieger Schrotzberger fanden den Ersttodesstich. Ihre Leiden wurden geborgen. Das Feuer soll gelöscht sein.

Erntebrauch.

Die Erntzeit ist für den Landmann die wichtigste Zeit des Jahres. So viel der Landmann und ganz besonders der bodenständig wohlhabende Bauersmann noch an alten Bräuchen im allgemeinen hält, bei der Ernte finden wir solche noch am meisten und auch in diesem Kriegsjahre werden sie, wenn auch vielleicht nicht geübt, so doch gewiß nicht vergessen. Die alten Bräuche bei der Ernte sind ebenso gut noch auf den großen Grundbesitzern im östlichen Deutschland, wie bei Markschauern, in den Bauernhäusern Westfalens, in Sachsen, Thüringen, in Bayern, in Wähmen, in der Schweiz und in Kärnten und Tirol anzutreffen. Nur dort, wo in den letzten Jahren vor dem Kriege ausländische Wanderarbeiter sehr zahlreich eintrugen, verloren sich die alten deutschen Erntebrauch, freilich manchmal nur, um russischen oder polnischen Platz zu machen.

In manchen Gegenden Deutschlands ist es noch heute Brauch, daß die Erntzeit mit einem besonderen Gottesdienst, dem Erntebittag, eingeleitet wird. Alle, die beim Einbringen der Feldfrüchte tätig sind, versammeln sich am frühen Morgen im Arbeitsausgang in der Kirche, um einen kurzen Gebet anzuhören. Dann nehmen sie das vor der Kirchentüre liegende gefüllte Arbeitsgerät wieder zur Hand und ziehen hinaus auf die Felder. Da und dort ist es auch noch üblich, daß während der Erntzeit nach Schluss der Arbeit jeden Abend vom Kirchturme herab ein Chorall gesungen wird. Vereinzelt werden auch vormittags zwischen 11 und 12 Uhr die Glocken geläutet. Sogleich der Beginn des Getreideerntens ist mit mancherlei alten Bräuchen verbunden. In verschiedenen Gegenden, so auch in manchen Teilen Westfalens, will es die Lieberlieferung, daß die ersten Getreidehalme von einem Mädchen unter fünf Jahren abgeschnitten werden; außerdem Segen soll es dabei noch bringen, wenn das Mädchen ein Mädchenkind ist. Verschiedentlich besteht auch der Volksglaube, daß beim Schneiden der ersten Halme kein Wort gesprochen werden darf, denn jedes Wort, das dabei fällt, soll Unruhe ins Haus bringen. Im Vogelsande, in Bayern und Wähmen steht der Bauersmann streng darauf, daß die ersten Garben abseits gestellt werden. Sie dürfen nicht eher in die Scheune gebracht werden, bis alles Getreide eingeharnt ist. In der Pfalz und im Hessischen kommen zwar die zuerst gemähten Garben sogleich bei der ersten Fuhre mit in die Scheune, sie werden aber dort nicht aufgestapelt, sondern an den vier Ecken der Scheune als Opfer für die Mäuse ausgestreut. Da und dort erhalten auch die Vögel eine Garbe.

Mit besonderen Ceremonien geht gewöhnlich die Einfuhr des letzten Fuders vor sich. Es wird auf den Bauernhöfen wie ein hochwichtiges Ereignis behandelt. Häufig ist es Brauch, daß es vom Hofbesitzer selbst eingeharnt werden muß. Das geht freilich in diesem Jahre wohl nicht überall, denn der Felder ist drunter in Feindesland. Da muß wohl meistens der „Mittelstiller“, der Vater oder Schwiegervater des Hofbesizers einbringen. Wenn das letzte Fuder unter die Einfuhr kommt, so sagt die Bäuerin einen Segenspruch auf. Auch sonst bestehen noch viele Erntebrauch. In manchen Gegenden ist es üblich, daß die Frauen in der Erntzeit nur mit blendend weißen Schürzen und Kopftüchern arbeiten, da und dort schmücken sich zur Erntzeit auch die Männer. Häufig werden auch besondere Erntepfeifen zubereitet. Fast überall ist es feststehender Brauch, daß die Gutsherrschaft oder der Hofbesitzer für das Getreide nach Einbringung der Ernte eine Festlichkeit veranstaltet. Meistens geschieht dies unaufgefordert, in manchen Teilen Deutschlands müssen aber auch vom Getreide und von den Arbeitern vorher noch mancherlei Ceremonien erfüllt werden. So ist es in einigen Gegenden Ostdeutschlands und Nordwestdeutschlands Brauch, daß die Knechte und Mägde den Gutsherrn auf dem Felde einfangen und ihn mit Strohhaken binden. Um wieder frei zu kommen, muß er sich dann veresslichten, das „Erntebier“ zu liefern, anderswo wird der Gutsherr nicht gebunden, sondern mit Forken, Rechen und anderen Arbeitsgeräten umstellt, bis kein Entkommen mehr möglich ist.

Auf den großen Rittergütern Ostdeutschlands geht das Erntefest für das Getreide und die Landarbeiter fast immer auf dem Gutshof vor sich. In Gegenden mit überwiegend Bauernbevölkerung aber ist es oft Brauch, daß die Erntefestlichkeit in jedem Jahre auf einem anderen Bauernhof abgehalten wird. Mit den Wirtsleuten an der Spitze und dem Kransmädchen, das den Erntekranz trägt, in der Mitte, ziehen die Knechte und Mägde vom Dorfanger aus zunächst zum vorjährigen Gastgeber. Dort tritt dieser in den Zug ein, und nun geht es zum Gastgeber dieses Jahres. Auf den Rittergütern, wo der soziale Gegensatz zwischen Getreide und Herrschaft größer ist, hält gewöhnlich der Gutsherr eine Ansprache an den Gutsherrn und dessen Familie. Diese beteiligen sich zwar

im allgemeinen weniger an der Festigkeit, aber daß der Gutsbesitzer einmal mit dem Franzosen und die Herrin einmal mit dem Bogt oder Bernwarder tanzt, ist doch noch häufig üblich. Als selbstverständlich gilt es auch in den meisten Gegenden, daß am Tage der Erntedankfesten kein Krmer unbedenkt vom Hofe gehen darf. Gemäß gehen diesmal die Erntedankfesten stiller vor sich als in Zeiten des Friedens, aber ganz unterbleiben sie wohl doch nicht, denn die Jugend will ihr Recht.

Neueste Nachrichten und Telegramme

vom 4. August 1915.

Aus belgischen Kreisen.

X Berlin. Die Nordd. Allg. Ztg. führt mit der Veröffentlichung aus den belgischen Kreisen fort und bemerkt dazu: Die politische Atmosphäre, die nach dem bereits charakteristischen Besuche König Eduards VII. in Paris dem Ereignissen, die sich im Laufe des Jahres 1907 in Europa abspielten, eine besondere Färbung gab, läßt sich wohl am besten mit der Schwüle vergleichen, die einem auflebenden Gewitter vorausgeht. König Eduard setzte seine auf die Isolierung Deutschlands gerichtete Politik fort. Sein Besuch in Spanien hatte den Abschluß von Verträgen zur Folge, die das Mittelmeer den Dreihundmächten, wenn nicht zu verschließen, so doch einzuzengen bestimmt waren. Die wahre Bedeutung des englischen Besuchs in Cartagena wurde von den belgischen Vertretern in London als in Berlin überestimmend sofort erkannt, nämlich als ein weiterer Schritt zur Isolierung Deutschlands. Sehr treffend bemerkte Baron Greindl: Der Kaiser, Mächte, die niemand bedroht, angeblich zu Verteidigungszwecken zu einem, könne mit vollem Rechte verdächtig erscheinen. In einem Berichte vom 30. Mai stellt Baron Greindl Betrachtungen darüber an, wie wenig Aussicht vorhanden sei, daß der Besuch der englischen Journalisten in Deutschland zu mehr als zum Schein einer vorübergehenden Besserung der deutsch-englischen Beziehungen führen könne. England, das seit Jahrhunderten fremde Flotten vernichtet habe, gebe sich dem Anschein, als habe es die deutsche Kriegsmarine zu fürchten, während doch in Wirklichkeit Deutschland alles zu fürchten habe und weit entfernt sei eine Zulassung seiner Beschlüsse zu England hinzuarbeiten, vielmehr freis den Anstoß zu dem Versuche gegeben habe, eine Annäherung an England herbeizuführen. Aber alle Bemühungen scheiterten an der persönlichen Politik König Eduards und an dem gemäßigten Treiben der englischen Presse. Ueber den französisch-japanischen Vertrag und den bald danach am 30. August 1907 perfekt gewordenen russisch-englischen Vertrag sagt Greindl: Sie schienen, falls sie keine Geheimartikel enthielten, nur geschlossen zu sein, um Deutschland bei der Regelung von Weltinteressen wieder einmal zu übergehen. Ueber die Befestigung von Casablanca und die daran geknüpften Absichten, die namentlich in einer Forderung des Kaiser zum Ausdruck kamen, gelangt Greindl zu folgendem historischen und politisch ungemessen bemerkenswerten Schlusse: Die von König Eduard unter dem Vorwande, Europa vor der imaginären deutschen Gefahr zu sichern, geleitete Politik hat eine nur allzu wirkliche französische Gefahr ins Leben gerufen, die in erster Linie uns, d. h. Belgien, bedroht.

Die Entseidungskämpfe im Osten.

X Berlin. Nach einer Mitteilung des „Berl. Boten“ aus dem Kriegspresquartier droht dem in Ostgalizien stehenden russischen Heere eine allgütige Abtrennung von der ukrainischen Front. — Nach der „Wol. Ztg.“ schreibt „Kust Inwald“, man werde nicht nur Warschau, sondern Jangorod und Kowow Gorkow ausgeben müssen. — Das „Berl. Ztbl.“ erzählt aus dem Kriegspresquartier: Die Lage der russischen Besatzungshere in Galizien ist überaus schwand geworden. Der Augenblick ist nahe, wo Oesterreich sagen könnte: Auf unserem Boden steht kein Feind.
X London. Der Warschauer Berichterstatter der Times meldet am 29. Juli: Die Stimmung in der Stadt sei wieder ruhiger; es herrsche wieder mehr Optimismus. Eine der am besten unterrichteten Persönlichkeiten habe ihm gesagt: Wie die Verhältnisse heute liegen, können wir hier bleiben und wird Warschau wahrscheinlich gerettet werden. Die Entscheidung wird jedenfalls binnen einer Woche oder zehn Tagen fallen.
X London. Der militärische Mitarbeiter des Daily Telegraph schreibt: Die beunruhigendste Nachricht ist das Vorrücken der verbündeten Heere unter der Führung Radensens. Dieser gefährliche Heerführer hat trotz aller technischen Schwierigkeiten und Verluste in den Kämpfen einen ununterbrochenen Druck auf die Schicksalslinie von 80 Meilen ausgeübt. Sein Angriffskrieg bedeutet eine wirkliche Umzingelung. Heider wird bekämpft, daß auf Radensens linken Flügel die verhärtete österreichisch-ungarische Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand in Dublin eingedrungen ist und den rechten Flügel der Armee Keregel umgedrückt hat, während auf dem russischen linken Flügel die Deutschen einen ähnlichen Geländegewinn hatten und die Eisenbahn nach Riew abschritten. Radensens Truppen dringen auf einer Linie vor, die nur 100 Meilen östlich der Bahn Warschau-Brest-Litowsk verläuft, einer Lebensader der russischen Verbindungslinien für das Weichselheer.

Der deutsche Fliegerangriff auf Nancy.

X Paris. Der „Temps“ erzählt, daß der deutsche Fliegerangriff auf Nancy etwa 1/4 Stunden gedauert habe. Bisher zählte man 15 Einschlaglöcher von Bomben. Drei Personen sind verletzt worden, davon zwei schwer. Drei Brände wurden verursacht, die aber von der Feuerwehre gelöscht werden konnten. Als französische Flieger aufstiegen, entfernten sich die deutschen Flugzeuge. Während des Rückfluges warfen sie eine große Anzahl Bomben ab, die in Wärdern fielen, ohne Schaden anzurichten. In den letzten Tagen sind zahlreiche deutsche Flieger über Lunelville erschienen. Die abgeworfenen Bomben verursachten nur Sachschaden.

Die Tätigkeit der deutschen Flieger.

X Berlin. Nach einer belgischen Mitteilung des „Sololanz“ wurden auf St. Omer, wo sich das britische Hauptquartier befindet, am Sonntag von einem Flugzeug acht Bomben abgeworfen. Es wurde großer Sachschaden angerichtet. Drei Zivilpersonen wurden getötet.
X Berlin. Nach der „Zgl. Rundschau“ berichtet der „Temps“, daß Kienitz durch das deutsche Artilleriefeuer und die Hinterbomben nach und nach vollständig zerstört wird.

Ein Kampf in dem Osten.

X Genf. Die Genfer Tribune meldet, daß gestern nachmittag eine große Bombenexplosion in Genf in der Richtung des Forts de l'Ecure jenseits der französisch-schweizerischen Grenze einen Hingungstod herbeiführte haben will. Es waren zwei Flugzeuge erschienen und ein großer Apparat, man vermutet ein lenkbares Luftschiff. Man will gesehen haben, wie ein der Flugzeuge herabfiel. Leute aus Vermier versichern, Kanonenschüsse gehört und Luftschiffe wahrgenommen zu haben. Das Blatt schließt auf einen Seppelinfug in der Gegend von Ambréux.

Der amtliche französische Bericht.

X Paris. Der amtliche Bericht von Dienstag nachmittag besagt: Im Artois, um Souchez lebhaft Kämpfe mit Handgranaten und Minenwerfern während eines Teiles der Nacht. Auf dem Plateau von Quennestiere und im Artois waren ziemlich heftige Artillerieaktionen. Schiffs wurde bombardiert. In den Argonnen im Abschnitt St. Hubert, Marie Theres, Fontaine aux Charmes, auf der Höhe 213 wurde der Kampf die Nacht hindurch fortgesetzt. Die Deutschen machten mehrere Angriffe, die aber nicht bis zum Vorstoß kommen konnten. In Garges war ziemlich hartes Artilleriefeuer. In den Dogeren unternahm der Feind am Abend des 2. August einen Angriff gegen unsere Stellungen am Hingekopf und drei Angriffe gegen unsere Stellungen am Harenkopf. Diese heftigen Angriffe wurden sämtlich zurückgewiesen. Der amtliche Kriegsbericht von gestern abend lautet: Geringe Artillerietätigkeit auf der ganzen Front. In den Argonnen im Westteil des Waldes bis zum Gebiete von St. Hubert war den ganzen Tag hindurch fortgesetzt sehr lebhafter Kampf mit Handgranaten und Minenwerfern. Auf seiner Seite fand eine Veränderung der Front statt. Vor Bauguis sprengten die Deutschen zwei Minen, die an unseren Schützengraben keinen Schaden anrichteten. Im Walde von Loremont und im Ban de Sapt war lebhaftes Artilleriefeuer.

Stürmischer Verlauf der serbischen Skupschtina.

X Sofia. In der serbischen Skupschtina, die zu einer außerordentlichen Session nach Niß einberufen wurde, kam es zu großen Rundgedungen der Oppositionsparteien gegen Rußland und den Ministerpräsidenten Paskich. Veranlassung zu den stürmischen Szenen war das Verlangen Rußlands, Durazzo zu räumen. Ministerpräsident Paskich versuchte die Haltung Rußlands zu rechtfertigen. Seine Worte riefen einen wahren Sturm der Entrüstung seitens der oppositionellen Abgeordneten hervor. Nach der erregten Sitzung traten die Führer der Opposition zu einer Beratung zusammen. Mehrere Redner beschuldigten Paskich, daß er die Politik Serbiens an den Rand des Abgrundes gedrückt habe und verlangten seinen Rücktritt. Die Forderung Rußlands, daß Serbien das mazedonische Gebiet an Bulgarien abtreten solle, wurde von der Versammlung mit großer Entrüstung aufgenommen und der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die serbischen Offiziere niemals zugeben werden, daß das durch blutige Kämpfe eroberte Mazedonien an Bulgarien abgetreten werde.

Bulgariens Eingreifen in den Weltkrieg.

X Haag. Ein Vertreter des „Welt Pariser“ in Salonik hatte mit dem bulgarischen Ministerpräsidenten Radoslawow eine Unterredung, in der dieser betonte, daß Bulgarien unter Umständen bereit sei, den Mittelmächten oder der Türkei seine Hilfe zu leisten. Die Unterhandlungen mit der Türkei hätten sich bisher auf einen Meinungsaustausch über die Eisenbahn Debagatsch-Mustapha-Pasha erstreckt. „Wir wissen“, sagte Radoslawow, „daß wir nicht immer neutral bleiben werden. Wir werden mit Kraft handeln und ausschließlich für unsere nationalen Interessen kämpfen.“

Zur Haltung Rumäniens.

X Paris. „Libre Parole“ sagt: Der Glaube, daß Rumänien demnächst in den Krieg eingreifen werde, ist irdisch oder wahnhaftig, ebenso aber auch die Einbildung, daß ein kleines Land mit 400 000 Soldaten das ausföhren könne, was das ungeheure Rußland nicht konnte. An Rumäniens Eingreifen ist nicht zu denken, solange die Allierten nicht die Offensive ergreifen könnten.
X Mailand. Der Londoner Vertreter des „Corriere de la Sera“ droht seinem Blatt: Die Nachrichten von dem Balkan werden immer verdächtiger und widerspruchsvoller, je weiter die Deutschen in Polen vorrücken. Auch sei es nicht möglich, eine Befestigung des österreichisch-bulgarischen Abkommens zu erhalten.

Russisch-bulgarische Verhandlungen.

X Budapest. Nach einer Mitteilung des „Kö. Ztbl.“ aus Sofia trifft Fürst Trubezkoi in den nächsten Tagen auf Niß in Sofia ein, um mit der bulgarischen Regierung Verhandlungen einzuleiten. Die russische Regierung wünscht, daß Bulgarien noch vor der Entscheidung in Rußland-Polen der Fronte zu Hilfe komme und die Türkei angreife. Rußland halte die Verhandlungen hierüber für um so notwendiger, als es weder auf die Aufrichtigkeit noch auf einen Erfolg der gleichen Verhandlungen der Entente glaube. Fürst Trubezkoi werde, wie verlautet, Bulgarien neue Vorschläge unterbreiten, denen angeblich auch Serbien seine Zustimmung gegeben habe. Nach Ansicht politischer Kreise dürfte die Sowjeter Mission des Fürsten ebenso wie seine russische Aktion erfolglos bleiben.

Neue englische Aktion gegen die kleinasiatische Küste.

X Athen. Sicherem Vernehmen nach bereiten die Engländer eine neue Land- und See-Aktion gegen die kleinasiatische Küste vor. Daher erklärt sich die Besetzung der Insel Mytilene.

Der Unterseebootskrieg.

X Rotterdam. Der „Rotterd. Cour.“ meldet aus London: Die Besetzung des versenkten Dampfers „Clinton“, von der elf Mann vermißt werden, bestand aus Engländern und Indiern.
X London. (Reuters.) Der englische Dampfer „Kanga“, 2320 T. groß, ist versenkt worden. Keun Mann der Besatzung wurden von dem holländischen Dampfer „Prinz Willem V“ gerettet.

Ein deutscher Dampfer in der Ostsee versenkt.

X Petersburg. Der Generalstab des Generalstabs meldet: In der Ostsee versenkte ein englischer Unterseeboot einen großen Transportdampfer. (Wie wir von zuverlässiger Stelle hören, handelt es sich um einen

von der Maxine vorübergehend in Gebrauch genommenen Dampfer.)

Zur Versenkung der „Amalfi“ und „Garibaldi“.

X Rom. Aus einem Artikel des „Messager“ vom 1. August, den der bekannte Maxineforscher, Dr. Bravotta verfaßt hat, geht hervor, daß die Versenkung der „Amalfi“ und „Garibaldi“ große Verregung über die Untätigkeit der italienischen Flotte hervorgerufen hat.

X Berlin. Nach dem „Berl. Ztbl.“ soll die Volkszählung für 1915 bis nach Friedensschluß zurückgestellt werden.

X Budapest. Die „Kö. Ztbl.“ aus Sofia gemeldet wird, wählte am 2. August in Niß und Umgebung ein kurzweiliger Wolkenschlag und Orkan. Jagdflieger von rüstiger Größe vernichteten die Orkan. Zahlreiche Personen wurden getötet. Telefon, Telegraphen- und Eisenbahnwerke ist dermaßen zerstört, daß Niß für mehrere Tage von den übrigen Teilen des Landes abgesperrt bleibt.

X Paris. Präsident Poincaré hat mit dem Kriegminister Millerand am Sonnabend Paris verlassen. Der Präsident überreichte am Sonntag verschiedenen Juwelenregimentern Fahnen und bestiftete Truppenlager, sowie Spitäler. Bei einer Zusammenkunft mit dem belgischen Königspaar wiederholte er, daß Frankreich die Sache Belgiens als ungetrenntlich von der seinigen betrachte.

X Paris. Nach dem „Temps“ hatten sich vor dem Pariser Kriegesgericht zwei Frauen aus Souchez wegen Diebstahls in von Belgieren verlassenem Häusern bei Souchez und wegen Verhinderung mit dem Feinde zu verantworten. Die ihnen zur Last gelegten Verbrechen sind am 5. Oktober 1914 beim Einzuge der Deutschen in Souchez und im März 1915 begangen worden, als die Frauen über Deutschland und die Schweiz nach Frankreich zurückgekehrt wurden. Sie wurden verurteilt: ein 19 jähr. Mädchen zum Tode und seine Mutter zu 15 Jahren Zwangsarbeit.

X London. Das Munitionengericht in Glasgow verurteilte 80 Kupferschmiede wegen Streiks zu je 2 1/2 J. Die Gewerkschaft wird die Strafgeißel zahlen.

X London. Bei der bereits gemeldeten Verhandlung des Munitionengerichts gegen die streikenden Kupferschmiede fragte der Vorsitzende, ob die Leute nicht daran dächten, daß England sich im Kriege befinde. Ein Arbeiter erwiderte: „Ich bin ebenso patriotisch wie andre Leute. Die hier Anwesenden haben acht Verwandte im Kriege. Ich trete aber auch für die Sache der Gewerkschaften ein, was völlig gesetzmäßig ist. Die Schuld liegt allein bei der Fabrikleitung, die Arbeiter an andere Fabriken weitergibt, sobald ihre Arbeiter unbeschäftigt in den Fabriken umherliegen.“ Diese Rede erzielte großen Beifall.

X London. Das Reutersche Bureau meldet aus Washington: In Bridgeport in Connecticut, wo mehrere Unterseeboote für die Vereinigten Staaten gebaut werden, sind Versuche ausgeführt worden, die ergaben, daß ein Unterseeboot mit einem Aktionsradius von 6000 Meilen gebaut werden kann. Das Boot wird durch eine Schweizer Maschine vom Sulzer-Diesel-Typ getrieben.

X London. Die „Times“ meldet aus Toronto: Oesterreicher verursachten einen Streik in dem Gefangenenlager von Petawung in Ontario. Etwa 500 von 700 Gefangenen weigerten sich, zu arbeiten. Die Offiziere setzten 500 Strecker auf Brot und Wasser.

X London. Das Reutersche Bureau meldet aus El Paso: General Villa hielt in Chihuahua eine herausfordernde Rede gegen die Vereinigten Staaten, setzte darauf 42 Kaufleute gefangen und ließ sechs hinrichten, in der Absicht, eine Kniele zu erzwingen.

X London. „Daily News“ berichtet: Die elektrische Kraftstation in den Abvales-Werken bei Newport wurde am Sonntag durch Feuer völlig zerstört. Tausende wurden arbeitslos. Alle Industrien am Orte kamen zum Stillstand. Das Feuer scheint durch Kurzschluß entstanden zu sein.

X London. Die Wikiter melden aus Montreal: Ein Zusammenstoß erfolgte im Nebel zwischen den britischen Dampfern „Bengorehab“ und „Batiscan“ bei Gare-St. Land. 80 Meilen unterhalb Quebec. Das eine Schiff lief auf den Strand, das andere erreichte Montreal. Der Schaden scheint beträchtlich zu sein.

X Salonik. Infolge der fortwährenden Verübung Monarchen bemühen sich die Serben, die gestückelten Griechen zur Rückkehr zu bewegen. Sie landten zu diesem Zwecke Abordnungen nach Florina, die die Beugung der Griechen und Befestigung aller Schwierigkeiten versprochen sollten. Die Griechen, die an ihrer nationalen Eigenart festhalten, und bis auf weiteres in der serbischen Armee keinen Militärdienst leisten wollen, weigern sich, zurückzukehren.

X Konstantinopel. Der Sultan ist vollkommen wiederhergestellt. Er wohnte gestern im Palais der Sultane bei religiösen Verehrung bei.

Wetterwart.

Barometerstand	3. August	4. August	5. August
Mittelwert von M. Witten, Cöln.			
Mittag 12 Uhr.			
Sehr trocken	770		
Befindlich	760		
Schön Wetter			
Veränderlich	750		
Negen (Wind)			
Biel Regen	740		
Sturm	730		

Temperatur:
Tiefste Temp. n. vorgeg. Nacht +15° C.
Temp. von heute früh 8 Uhr +19° C.
Höchste Temperatur von heute +23° C.
Relat. Feuchtigheit 50 %
4. Sonnen-Einf. 4,30° Unterq. 7,40°
5. „ „ „ 4,30° Unterq. 7,30°
6. „ „ „ 10,40° Unterq. 5,10°
7. „ „ „ 11,20° „ „ 4,21°

Wetterprognose für den 5. August 1915.

Südwestwind, zeitweise trüb, etwas wärmer, Gewitterneigung, sonst meist trocken.

Die „Nord. Allg. Ztg.“ über Sasonows Rede.

Aus Berlin wird amtlich gemeldet: Die „Nord. Allg. Ztg.“ schreibt über Sasonows Rede: Die Reden, die in der russischen Duma gehalten wurden, haben für Deutschland nur ein beschränktes Interesse. Wir haben wenig Veranlassung, in einem Augenblicke, wo von unseren heldenhaften Soldaten einer der größten Kämpfe der Weltgeschichte ausgefochten wird, in einem Streite um Worte einzutreten. Wir werden Beweiskräfte für unsere gute Sache mit Taten liefern und im übrigen denjenigen, die ihre Berechnungen und Politik durch den Gang der Ereignisse wie ein Kartenhaus zusammenstürzen sehen, es überlassen, durch Worte sich vor sich selbst und den anderen zu rechtfertigen. Nur die Worte, mit denen Herr Sasonow seine Ausführungen einleitete, können wir nicht unbedacht lassen. Nicht die Kriegserklärung Deutschlands hat Europa in Brand gesetzt, sondern die Mobilmachung der gesamten russischen Armee, die den Frieden Deutschlands und Oesterreich-Ungarns bedrohte, und die angeblichen Bemühungen Rußlands, den Frieden zu erhalten, in bländigster Weise dementierte.

Die Angriffe, die Herr Sasonow vor der Duma gegen die Ehre der deutschen Armee und der deutschen Marine vorgebracht hat, können diese nicht berühren. Es ist von jeher der Stolz unseres Heeres gewesen, seinen Schild unter allen Umständen und zu jeder Zeit rein zu halten. Es hat dies auch in diesem Kriege getan, und seine Verleumdung unserer Gegner ist lächerlich, diesen Schild zu besetzen. Wir wollen uns damit trösten, daß man in Rußland solche Mittel braucht, um „den patriotischen Geist“ im russischen Volke anzufachen, in diesem Volke, das, wie noch neulich der Erzbischof Nikon anerkannt hat, vom Kriege nichts weiß, das von seinen Führern betrogen worden ist und das nicht begreift, warum man es in den blutigen Kampf mit allen seinen unsäglichen Folgen gestürzt hat. Aber es gehört doch ein gewisser Hyntismus dazu, wenn eine Regierung, von der alle Welt weiß, daß sie von Galgen, Knute und Sibirien als Hilfsmittel ihrer Regierungskunst den ergiebigsten Gebrauch macht, es wagt, fremde Ehre so anzutasten, wie dies in der Dumaführung geschehen ist. Von dem, was Herr Sasonow über die politische Lage sagte, sind seine versteckten und offenen Verleumdungen an neutrale Staaten, die nur ein Zeichen der Schwäche sind, weniger interessant, als das, was er im Vorbeigehen streift. „Der Krieg, der uns vor einem Jahre ausgebrochen wurde“, sagt Herr Sasonow, hat Probleme aufgeworfen, die uns im Juli 1914 nur als ferne Träume erschienen. Die Träume der russischen Politiker entsprechen von jeher ihrem aus Gewalt und Eroberungszug zusammengefügten Naturell. Sie sind auch jetzt im weitesten Sinne auf Eroberung fremden Gebietes, auf Vergewaltigung fremder Völker gerichtet, eine Tatsache, die wir nicht nur den englischen und französischen Sozialisten, sondern auch allen Balkanstaaten, die bisher vom russischen Joche noch frei sind, zur eingehendsten Ermüdung empfehlen möchten. Serbien erntet jetzt die Früchte seiner russophilen Politik. In seinem Beispiel ist der Wert der russischen Freundschaft so recht erweisen. Würden die Träume der Russen, die auf den Besitz von Konstantinopel gerichtet sind, je in Erfüllung gehen, dann wehe den Balkanvölkern.

Auch das Beispiel Italiens, das Herr Sasonow anführte, dürfte kaum zur Nachahmung verlocken. In unzähligen blutigen Kämpfen geht jetzt die Jugend des italienischen Volkes an den Wällen jener Grenzgebiete zugrunde, die Italien ohne Schwertstreich hätte haben können. Das interessanteste an seinen Ausführungen ist die Enthüllung, daß das Ministerium Salandra schon im Laufe der ersten Kriegsmomente sorgfältig seinen Eintritt in die Aktion gegen die Verbündeten Italiens vorbereitete.

Demgegenüber sei hier daran erinnert, daß daselbe Ministerium gleichzeitig die Versicherungen wohlwollender Neutralität in Berlin und Wien abgab und bis kurz vor Eintritt in den Krieg immer wieder den Wunsch eines friedlichen Ausgleichs mit Oesterreich-Ungarn betonte hat.

Deutschland erwartet ruhig, gestützt auf sein Recht und sein gutes Schwert, den Fortgang dieses ungeheuren Kampfes. Mit ihm wird auch die Erschütterung derjenigen Kreise der russischen Gesellschaft eintreten, die heute noch aus unklarem Opportunismus und ohne Kenntnis der wahren Lage des Landes jenen Männern zuzubehören, die sie dorthin gebracht haben, wo sie jetzt sind.

Kriegserfindungen unserer Feinde.

Eine englische Telegraphenagentur verbreitet die Nachricht, daß der Erfinder Marconi jetzt auf eine Methode gekommen sei, vermittels deren man durch die dünnen Panzerplatten hindurchsehen könne. Und selbstverständlich folgert die englische Logik nun weiter, daß Deutschland gegenüber dieser neuesten Erfindung verloren sein müsse. Wir können die Nachricht von dieser Erfindung und erst recht die daran geknüpften Folgerungen nur mit einem Lächeln quittieren. Denn erstens ist gar nicht abzusehen, was diese Panzerplatten dadurch leiden würden, daß man hindurchsehen kann; und zweitens haben wir das beste Recht, die angebliche Erfindung des Herrn Marconi noch fröhlich anzuzweifeln. Denn es ist ja nicht die erste unwahrscheinliche Erfindung, mit der unsere Feinde uns drohen. Von Anfang des Krieges an begann vielmehr der Schwundel mit solchen angeblich entscheidenden Erfindungen. Wir hörten von einem französischen Sprengstoff, der an Explosivkraft alles überbieten sollte, was bisher je dargeboten. Dann war die Rede von amerikanischen Unterseebooten, die das „neutrale“ Amerika natürlich unsern Feinden sofort verkauft hätte, die vermittels einer neuen Methode des elektrischen Antriebs instand gesetzt werden sollten, den ganzen Ozean zu durchqueren. England selbst

wollte sich solchen italienischen, französischen und amerikanischen Erfindungen gegenüber nicht lumpen lassen und trumpfte mit Luftschiffen auf, deren Metallgerüste zehnmal leichter als Aluminium und deren Gasfüllung 50 mal leichter als Wasserstoff sein sollte. Nur die Russen haben sich merkwürdigerweise an dieser idealen Konkurrenz von Erfindungen bisher noch nicht beteiligt. Aber was nicht ist, kann noch werden. Und sicher wird dann die russische Erfindung sich ebenso durch Kolossalität auszeichnen wie die russischen Land- und Menschenmassen, und die russischen — Augenblicke.

Es wiegelt sich in diesen Schwindelberichten im Grunde doch nur der Heidenröschel, den unsere Feinde vor der deutschen Technik haben. Was unsere Wissenschaft für den jetzigen Krieg uns an Diensten geleistet hat, ist ja in der Tat erstaunlich. Mit unsern leuchtenden Luftschiffen sind wir seit Jahren aller Welt voran. Unsern Unterseebooten gestattet ihre Vollkommenheit nicht nur das gegenwärtige England von allen Seiten zu bedrohen, sondern auch trotz der englischen Seeherrschaft bis vor die Dardanellen zu kommen und dort einen Atomierpanzer nach dem andern zu versenken. Wir eröffnen den Krieg mit einem Geschloß, dessen Benutzung bis dahin als eine Unmöglichkeit gelten mußte. Und ebenso gelten als eine Unmöglichkeit, die an die 40 Kilometer Reichweite haben — bis wir deren Existenz durch die Beschichtung Dänemarks bewiesen. Auf dem Gebiete der Kartentechnik, auf dem der obdienten Apparate, auf dem der Zusammenstellung chemischer Stoffe und Gase, überall hat die deutsche Wissenschaft ihre Überlegenheit so sehr gezeigt, daß unsere Feinde zu ihrem Schrecken merken mußten, wie viel sie verloren, als sie die deutsche Begabungswelt verloren.

Da wurden denn wieder einmal die Wünsche die Väter der Gebanten. Im Verger über die eigene Unterlegenheit wollte man sich aus, wie schön es doch wäre, wenn man statt dessen die technische Überlegenheit für sich hätte. Der geschäftigen Phantasie war es dann natürlich ein Leichtes, zu allen tatsächlichen Erfindungen der Deutschen Gegenstände zu erdenken, die noch über die deutsche Leistung hinausgehen sollten. Nur schade, daß solche Erfindungsgerüchte in der Phantasie leichter zu machen sind als in der Wirklichkeit. Wir Deutsche haben von all jenen früheren angeblichen Erfindungen unserer Feinde in dem langen verflochtenen Kriegsjahr nichts zu spüren bekommen. Wir dürfen auch mit größter Verhütung von dem zweiten jetzt andredenden Kriegsjahr erwarten, daß es keine derartige Ueberraschung mit sich bringen werde. Denn in Technik und Wissenschaft liegen die Dinge so, daß da keiner so leicht eingeholt werden kann, der erst einmal einen allgemeinen Vorprung gewonnen hat. Sollte der Krieg wirklich noch neue Erfindungen zeitigen, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß wir besser ausgerüstet und weiter vorgeschrittenen Deutschen sie eher machen werden als unsere Feinde. Ihr ganzer Erfindungsschwundel soll nur ein Mittel sein, unserm Volke lange zu machen, was selbstverständlich nicht gelingen wird. Wenn uns unsere Feinde in irgend etwas überlegen sind, dann sind sie es höchstens in der Gewissenlosigkeit und Raffinerie ihrer Schwindeltricks. Haben wir nicht noch jene famose Erfindungsbüchse des italienischen Hauptmanns Ulivi in Erinnerung, der durch eine neue Strahlentart weitentfernter Pulver zur Explosion bringen wollte? Was man da im Frieden begann, das setzt man nun im Kriege fort. Wir können unsern Feinden solche Phantasiepiele schon gönnen. Wir beneiden sie auch nicht um jene besondere Art von Ruhm, der sich auf solche Weise erringen läßt. Wir reben und drohen und renommieren nicht viel, sondern wir denken und schaffen und siegen. Das ist deutsche Art.

Amliche Befähigung der Kapitulanten der Schutztruppen von Deutsch-Südwestafrika.

Amlich wird aus Berlin gemeldet: Sr. Majestät dem Kaiser haben der Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika Dr. Selig und der Kommandeur der Schutztruppe Oberstleutnant Franke durch Vermittelung der Botschaft der Vereinigten Staaten von Nordamerika nachstehende telegraphische Meldung erstattet:

Eurer Majestät melden wir alleruntertänigst, daß wir gezwungen waren, den Rest der bei Korab zwischen Oawi und Tjumbé vom Feinde mit vielfach überlegenen Kräften eingeschlossenen Schutztruppen in Stärke von rund 3400 (Dreitausendvierhundert) Mann an General Botha zu übergeben. Jede Aussicht auf erfolgreichen Widerstand war ausgeschlossen, da, nachdem die Orte Oawi, Gaus, Grofontein, am Tjumbé und Ramutoni vom Feinde genommen, wir von unserer Verpflegungsbasis abgeschnitten waren und jeder Versuch, einen Durchbruch bei dem heruntergekommenen Zustand der Pferde, für die seit Monaten kein Wasser mehr vorhanden, unmöglich war. Alle Personen des Verurlaubtenstandes und des Landsturms, auch die in Südafrika Kriegsgefangenen werden auf ihre Farmen und zu ihren Berufstätigkeiten entlassen. Offiziere behalten Waffen und Pferde, können auf Ehrenwort frei im Schutzgebiete bleiben. Die aktive Schutztruppe, rund 1300 (Eintausenddreihundert) Mann stark, behält die Gewehre und wird auf einem noch zu bestimmenden Plage im Schutzgebiete konzentriert. Gezeichnet: Selig, gezeichnet Franke.

Das Ergebnis der Dumafassung.

Die Duma nahm die folgende von dem Grafen Babrinsky im Namen der Zentrumsgruppe der Oktoberisten und der Nationalisten eingebrachte Tagesordnung an: Die Reichsduma verband sich vor dem glorreichen, beispiellosen Leistungen unserer tapferen Armee und Flotte. Sie bekräftigt, daß die Armee trotz aller militärischen Rückschläge bei der ganzen Bevölkerung des Reiches den unerschütterlichen und einmütigen Entschluß gefaßt hat, mit dem treuen Verbündeten den Kampf bis zum Ende zu führen und keinen Frieden vor einem vollständigen Siege zu schließen. Sie erklärt, daß ein schneller Sieg mit dem einmütigen Beistand der gan-

zen Bevölkerung und durch die Schaffung neuer Kampfmittel erreicht werden soll. Sie fordert Befestigung des inneren Friedens, Verhütung und Vergessen des einzigen positiven Kampfes, sowie wohlwollende Aufmerksamkeit der Behörden gegenüber den Interessen aller sozialen russischen Bürger ohne Unterschied des Namens, der Sprache und der Religion; sie hält dafür, daß nur die innige Einigkeit zwischen dem ganzen Lande und einer sein volles Vertrauen genießenden Regierung zu einem schnellen Siege führen kann. Und, indem sie die unerschütterliche Überzeugung ausdrückt, daß die bisher in den Armeeleistungen bestehenden Fehler unverzüglich mit Hilfe der gesetzgebenden Kammer u. der großen öffentlichen Gewalten beseitigt, die festgestellten strafwürdigen Mängel gutgemacht und die Urheber der Vergehen von den gesetzlichen strengen Strafen betroffen werden, wie immer ihre amtliche Stellung sein möge, geht sie zur Tagesordnung über.

Robiansko, der mit 236 gegen 21 Stimmen zum Bedienten gewählt wurde, hielt hierauf eine Rede, in welcher er sagte: Der Krieg einigt uns, er hat alles verschwinden lassen, was uns trennte, indem er alle Vertreter des großen Rußlands zu einem festen Ganzen vereinigte mit einem einzigen Ziele, dem Siege. Er sprach den aufrichtigen Wunsch aus, daß die freundschaftlichen auf gegenseitigem Vertrauen beruhenden Beziehungen, die sich jetzt gebildet haben, zwischen allen Parteien nach dem Kriege fortbestehen mögen.

Die russischen Kriegsgegner.

Das „Neue Wiener Tagblatt“ meldet aus Petersburg über Stockholm: 112 Dumageordnete sind als Gegner der Regierung der Dumaeröffnung ferngeblieben.

Fortschritte auf der ganzen Ostfront.

Von einem militärischen Mitarbeiter wird uns geschrieben:

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz hatten wir am Montag wiederum eine Reihe wichtiger Fortschritte zu verzeichnen: Im äußersten Norden hat die Armee Below die Russen östlich von Pleskau zum Rückzug gezwungen und hat beiderseits der Bahn Wilna-Dünaburg die Linie Bobolnits-Suhobz bereits überschritten. Von dort bis Dünaburg sind es noch 100 Kilometer. Wir rücken also stetig an die Bahn Warschau-Wilna-Dünaburg-Petersburg heran. Im Ratengebiet stehen die Dinge ebenfalls sorgfältig gut für uns: In Richtung Vornja, wo die Russen sich noch auf dem rechten Narewufer hielten, sind sie nunmehr auch unter schweren Verlusten zurückgeworfen.

Sehr erfreuliche Kunde kommt aus der Gegend von Zwangorod. Nicht allein, daß die Armee Woytsch sich am rechten Weichselufer, also nördlich Zwangorod immer mehr ausbreitet, und die Armee Jofel Ferdinand bei Nowo-Alexandrija schon 13 Kilometer südlich Zwangorod angelangt, auch an der eigentlichen Westfront haben unsere Verbündeten einen durchschlagenden Erfolg davongetragen, haben eine Reihe feindlicher Stellungen erobert und — was den Russen bei ihrem Geschwammel sehr schmerzhaft sein wird — 32 Geschütze, darunter 21 schwere, erbeutet.

Den Russen wird es schwer fallen, sich hier noch mit einem „freiwilligen Rückzug“ aus der Schlange zu ziehen; sie liegen hier schon zu fest und sind der Wohnverbindung nach Lublin und Warschau hin beraubt; erstere befindet sich in unserem Besitze, letztere liegt unter dem Feuer der Truppen des Generalobersten von Woytsch.

Und vor allem der Druck im Süden und damit im Rücken von Zwangorod verstärkt sich stetig. Die Russen sind auf der Strecke Wenzna-Balin erneut geworfen, Nowo-Alexandrija ist bereits in den Besitz der 1. und 2. Truppen. Gewiß, der Fluß wehrt sich zäh und läßt sich nur schrittweise zurückdrängen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz konnten wir in den Tagen nordwestlich von Le Hour de Paris wiederum mehrere Erfolge nehmen, auch in der Champagne vermochten wir durch Minensprengungen Erfolge zu erzielen. In den Vogesen-Kämpfen eroberten die Franzosen ein kleines Grabenstück am Schrägmannle; ein vollständig zusammengeschoßener Graben am Ringelkopf wurde von uns aufgegeben.

Die Osmanen haben an der kaukasischen Grenze erneut die Russen zurückgedrängt. An den Dardanellen unternahmen die Verbündeten erneut einen erfolglosen Vorstoß bei Ari-Burnu.

Das Leben in Nordfrankreich.

Der Korrespondent des „Allgemeinen Handelsblatt“ schreibt seinem Blatte unterm 22. Juli: Es besteht ein bemerkenswerter Unterschied zwischen einer Reise auf der Landstraße in Nordfrankreich jetzt und im letzten Winter. Wohl werden noch die Wege, Eisenbahnübergänge, Brücken usw. bewacht, aber es ist doch ein milder Geist wahrzunehmen. Man fragt zwar noch Papieren, aber es kam mir vor, als ob dies mehr pro forma geschehe. Nur wenn man in die Nähe der Orte kommt, wo sich Depots oder militärische Einrichtungen befinden, geht es militärischer zu. Die erste Stadt, in der wir uns einige Zeit aufhielten, war Rouen. Hier besuchten wir das „Hospice Général“. Dieses große, gut eingerichtete Hospital beherbergt einige Tausend Verwundete. Die meisten waren schwer verwundet, und 70 Prozent von denen, die entlassen werden, sind vollständig untauglich für den weiteren Felddienst. Eine ungeheure Menge Militär sieht man hier. Hier sind Indier, Schotten, Engländer und Franzosen. Die Anzahl Schiffe, die hier lagen, waren ansehnlich. Und sicherlich waren welche dabei, die die Rüste England-Frankreich mehrere Male gemacht hatten. Der Verkehr ist sehr stark. Mancherlei Waren sah ich aus dem Rumpf des Schiffes zum Vorschein kommen. Im allgemeinen ist der ökonomische Zustand blühend. Die Anwesenheit der Truppen bringt es mit sich, daß der Mittelstand noch einen großen Absatz hat. Die Vergnügungsorte sind alle geöffnet und machen gute Geschäfte. Das Verbot von starken Getränken wird streng gehandhabt. Betrunkene Leute, die sonst in den Hafenstädten eine gewöhnliche Erscheinung bilden, sah ich nicht. Ich bemerkte beträchtlich weniger junge Leute in Bürgerkleidung als vor einigen Monaten. Alles was nur dienen kann, ist an der Front oder in den vielen Lagern, um ausgebildet zu werden.

Vernichtung Warschauer Spinnerien.

Die Spinnerien und Webereien von Hleße und Dietrich, die vor dem Kriege 9000 Arbeiter beschäftigten,

und von Deutschen und Österreichern geleitet wurden, sind von den Russen auf ihrem Rückzuge durch Warschau völlig zerstört worden. Der durch die Verwüstungen und Requisitionen angerichtete Schaden beträgt 16 Millionen Rubel.

Die Kurland-Exkursion in russischer Besetzung.

„Zu Beginn des Krieges“, so führt „Ruskoje Slovo“ aus, „war die Besetzung Kurlands garnicht in den Plan der deutschen Strategie aufgenommen. Ihre ganze Aufmerksamkeit richtete sich vielmehr auf Polen mit Warschau an der Spitze. Jetzt aber, da der Generalstab des Deutschen Kaisers mit einer ganzen Reihe unvorhergesehener Umstände zu rechnen hat, sind neue Aufgaben aufgetaucht und damit zugleich eine völlig veränderte Kriegsführung. Die Eroberung jedes noch so kleinen Stückchens Erde hat für die Deutschen plötzlich eine große Bedeutung erlangt. Zunächst schon aus dem Grunde, um die Sommerzeit zum Ackerbau zu benutzen und jede tausend Dehntin Land, die so erlangt sind, zur Ergänzung des deutschen Getreidevorrates heranzuziehen. Sodann verfolgt jeder neueroberete Ort Deutschland mit tausend blühigen, wenn nicht gar kostenlosen Arbeitskräften. Drittens gelten die besetzten Punkte in den Augen Kaiser Wilhelms als wertvolles Unterpfand für den Fall eines Friedensschlusses. Die Deutschen trösten sich mit dem Gedanken: „Unsere Feinde haben unsere Kolonien in Afrika und Asien genommen, und wir nahmen Ihre eigene Erde. Bei der endgültigen Abrechnung werden wir das Unrige schon wieder in die Hand bekommen und obendrein noch mit Vorteil.“ Von dieser Erwägung aus bildet die Eroberung neuer feindlicher Städte für die Deutschen augenblicklich kein bloßes Vergnügen und keine bloße Befriedigung ihres kriegerischen Selbstbewusstseins. Sie bedeutet für die einen direkten materiellen Gewinn und eine Verstärkung ihrer kriegerischen und jedenfalls ihrer kriegswirtschaftlichen Leistungsfähigkeit. In einem der letzten Heeresbefehle an die in Kurland kämpfenden Truppen wird ihnen ganz unumwunden gesagt: „Ihr müßt ganz Kurland passieren und Riga einnehmen. Riga ist uns notwendig. Außerdem daß es eine große, reiche Stadt mit einem für die Schifffahrt prächtigen Fluß ist, hat Riga auch Fabriken und Werftstätten, von denen vierzehn von uns in einer halben Stunde in Betrieb gesetzt werden können, deren Erzeugnisse uns geradezu unentbehrlich sind.“ Aus diesem Gesichtswinkel heraus drängen sich die Deutschen seit Anfang April nach Kurland. Und wie müssen ein für allemal der Tatsache eingedenk sein, daß der Ueberfall der Deutschen auf irgend einen Platz in Kurland nicht etwa nur eine „Demonstration“ ist, ein Winkeltzug, um unsere Augen von anderen wichtigen Punkten abzulenken, sondern eine bestimmte und streng durchdachte kurländische Aufgabe. Indem die Deutschen ihre Operation verstärken, ergreifen sie ein Stück russischer Erde nach dem andern. Wir können wohl, wenn es uns gerade gefällt, die Möglichkeit einer Besetzung von Mitau, Riga und ganz Kurland andern einschätzen, aber die Deutschen selbst werden die Einnahme Kurlands als einen großen Erfolg ansehen, und daher richten sie ihre Kräfte von drei Seiten dahin. Einmal von Schawil durch Janischy nach Mitau. Zweitens von Sibau über Jansenpot nach Goldingen und drittens von Murawjew über Aug nach Mitau, das gewissermaßen die Türe von Riga ist. Diese drei Wege haben sich die Deutschen längst vorgezeichnet, und ihre Truppen versuchten noch im April im Sturm Riga zu erreichen. Was ihnen damals nicht gelang, werden sie mit verstärkter Kraft mit einem Durchbruch allerseits erzielen. Ihre Heere wachsen hier fortgesetzt, und der Kampf wird immer erbitterter. Das Antlitz des Krieges wird in Kurland noch grausamer als es in Polen war und läßt seine vernichtenden Spuren in drückenden Leben und selbst im Aussehen der Bevölkerung zurück. Man hat dort das Gefühl, daß der Krieg kein plötzliches herangebraustes Orkan, sondern der gewaltigste Herrscher in der ganzen Gegend geworden ist.“

Oesterreichisch-ungarischer Generalstabsbericht.

Amlich wird aus Wien verlautbart, den 8. August mittags: Russischer Kriegsausflug: Die Kämpfe zwischen Weichsel und Bug dauerten gestern den ganzen Tag in unerminderter Heftigkeit an und führten wieder zu Erfolgen. An der ganzen Front gedrängt, bei Venczua, nordwestlich Cholm neuerdings durchbrochen, wich der Feind heute in starker Morgenstunde fast überall aus den gestrigen hartnäckig verteidigten Linien abermals gegen Norden zurück. Unsere Truppen verfolgen. Venczua ist genommen. Die westlich Zwangorod eingensetzten Russen nahmen unter dem Eindruck unfers am 1. August erzwungenen Sieges ihre Linien zum größten Teile gegen den Festungsgürtel zurück. Nordwestlich Zwangorod haben die Deutschen eine breite der Weichsel vorgelagerte Waldzone unter erfolgreichen Befehlen durchschritten. In Orgalizien keine Veränderung.

Italienischer Kriegsaufschlag: Im Rastenlande herrschte gestern vom Ken bis zum Bräckenkopfe von Ödrg fast völlige Ruhe. Den Plateaurand von Polozzo griffen neuerlich starke italienische Kräfte an. Häufigmal rückte der Feind gegen unsere Infanterie, die ähnlich des Ortes und am Monte del Sei Busi heldenmütig standhielt. Jedesmal wurde der Angriff vom zähen Verteidiger nach schwerem Kampfe zurückgeschlagen. Die Italiener erlitten große Verluste. Weitere Verstärkungen, die sie zum nochmaligen Vorgehen ansammelten, wurden durch unsere Artillerie überraschend beschossen und zersprengt. Während dieser Kämpfe fanden die anderen Abschnitte des Plateaus unter starkem feindlichen Artilleriefeuer. An der Rastener Grenze versuchte der Feind unter dem Schutze dichtes Nebels einen Sturmangriff gegen den Selson-Roß (Sülich vom Pilsken); sein Unternehmen scheiterte völlig. Im Abseigen an dieser Front nichts Neues. Im Gebiete des Monte Cristallo rückte eine unserer Offizierspatrouillen auf eine etwa 60 Mann starke gegnerische Abteilung. Der Feind verlor in kurzem Geplänzel 29 Mann.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes, H. Coester, Reichsmarschall.

Dreihundert Millionen russische Kriegsgefangene seit der Raib-Offenfide.

Der österreichisch-ungarische Generalstab teilt mit, daß von den unter österreichisch-ungarischem Oberbefehl kämpfenden Truppen im Juli 126 838 Russen gefangen genommen wurden. Seit der großen Raib-Offenfide, also in einem Vierjahresjahre, beträgt die Zahl der gefangenen Russen rund 748 000 Mann.

Rein italienischer Ministerrat bevorstehend.

Nach dem „Corriere della Sera“ hat sich Ministerpräsident Salandra mit Gemahlin und Tochter am 2. August früh nach Frascati begeben. Für die nächsten Tage wird kein Ministerrat erwartet, da auch die anderen Mitglieder des Kabinetts von der Hauptstadt abwesend sind. Es ist demnach anzunehmen, daß die Kriegserklärung an die Türkei bzw. die italienische Beteiligung an der Dardanellenaktion noch nicht bevorsteht, was auf die Niederlage der Italiener in der zweiten Jangoschlacht zurückzuführen sein dürfte.

Die Stimmung in Italien.

Ein aus Florenz in Wien angekommener amerikanischer Großkaufmann erzählt, die allgemeine Stimmung in Italien sei äußerst gedrückt. In Florenz liegen mehr als 6000 Vermundete.

Ein englisches Truppentransportschiff versenkt!

Im Mittelmeer wurde das große englische Truppentransportschiff „Armeuron“ durch ein U-Boat versenkt. Der größte Teil der Mannschaft ist ertrunken.

Die Russen im Kaukasus in voller Aufbruch.

Das türkische Hauptquartier teilt mit: An der Kaukasusfront entwickeln sich unsere Bewegungen in der Gegend von Tatal mit Erfolg. Am 1. August besetzten wir die Stellungen von Alibudigul, 16 Kilometer nördlich von Tatal, und die 2300 Meter hohe Bergkette in der Umgegend. Das Becken des Murad Tschai befindet sich in unserem Besitz. Die russischen Truppen nördlich von Alibudigul fliehen in voller Aufbruch. An der Dardanellenfront gegenseitiger drückender Feuerkampf. Unsere Artilleriebatterien zwingen die Transportschiffe vor Seddul Bahr, sich zurückzuziehen. An den übrigen Fronten nichts von Bedeutung.

Der U-Boatkrieg.

Schiffbrüche der versenkten „Clintonia“ erzählen: Am Sonntag früh morgens sahen wir westlich des Leuchtturmes von Armen (?) vorüber, als wir das Periskop eines U-Bootes erblickten. Wir versuchten zu entfliehen. Es war aber zu spät. 4 Granaten fielen auf das Boot und geschlugen alles. 1 Mann wurde getötet, 15 verletzt. Wir ließen schnell die Rettungsboote zu Wasser. Wir entfernten uns. Ein Torpedo wurde abgeschossen, die „Clintonia“ versank in 3 Minuten. Ein Rettungsboot mit 10 Mann wurde in den Strudel gerissen. Wir ruderien drei zur Hilfe gesandten Schiffen entgegen. 52 Mann wurden gerettet, 11 kamen um.

„Times“ berichten des weiteren: Der Wert der Dampfer steigt infolge des Krieges anbauend. Für alte Dampfer werden außerordentlich hohe Preise bezahlt. Die Preise übersteigen die Baukosten erheblich. Ein Frachtdampfer, der vor 4 Jahren für 30 000 Pfund gekauft wurde, erzielt jetzt 68 000 Pfund. In London vollzieht sich ein großer Handel in Schiffen zwischen den verschiedenen Neutralen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten veröffentlicht, wie Reuters meldet, eine Mitteilung der deutschen Marinebehörde: Neutrale Handelsschiffe, die die Nationalität dadurch andeuten möchten, daß sie Nationalfarben auf den Schiffswänden tragen, täten dies manchmal in einem kleinen Maßstabe, so daß die Farben auf eine große Entfernung nicht sichtbar seien. Deutschland ersuchte schon früher, den amerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaften mitzuteilen, was in der Note über die Versenkung des „William Frye“ wiederholt wird. Deutschland habe auf Grund des deutsch-amerikanischen Abkommens das Recht, amerikanische Schiffe, die Bannant an Bord haben, zu versenken, vorausgesetzt, daß das Schiff vergütet wird.

Ein amerikanisches Schiff in Cuzhaven eingebracht.

Gestern morgen wurde das amerikanische Bootschiff „Das of Balmaha“ durch einen Unteroffizier eines deutschen U-Bootes, das ihn nördlich von Schottland als Preisbesatzung an Bord geschickt hatte, in Cuzhaven eingebracht. Während der Unteroffizier einmal schlief, hatte der Kapitän des Bootschiffes, das mit Baumwolle nach Archangelst bestimmt war, sofort Kurs nach der englischen Küste genommen. Er wurde aber durch den Unteroffizier alsbald gezwungen, wieder umzukehren. Nach dem Einlaufen in Cuzhaven stellte es sich heraus, daß das Schiff bereits eine englische Preisbesatzung von 1 Offizier und 4 Mann an Bord hatte, als der deutsche Unteroffizier sich einschiffte. Die englische Preisbesatzung hatte es jedoch vorgezogen, sich angesichts des einen deutschen Unteroffiziers in einem der unteren Räume des Schiffes zu verbergen und wurde erst in Cuzhaven aufgefunden.

Hier liegt wieder einmal ein kleines Meisterstück eines Deutschen vor, denn der Dampfer mußte mitten durch das englische Blockadegebiet und wäre er angehalten worden, so wäre es um ihn geschehen gewesen. Aber die berühmte englische „Blockade“ hatte sich wieder einmal als unvollkommen erwiesen. Wohl hat der amerikanische Kapitän versucht, an die englische Küste heranzufahren, aber der deutsche Unteroffizier veranlaßte die Schiffsmannschaft gegenüber allen Schuldigen Respekt. Währenddem aber sahen die fünf braven englischen Seemanns unter im Schiffe, wo es am tiefsten ist; die Waden waren kleinsten verduftet, als sie das deutsche U-Boot sahen und hatten ihre Prisen Prisen sein lassen. Und auch als das gefährteste Boot wieder weg war, hielten sie Vorsicht für der Kapteit des besseren Teil. Es war zwar

ein Dampfer an Bord, aber man konnte doch nicht sagen, was sich ein Unwetter alles mit dem Schiffe der Neutralisation anstellte. In Cuzhaven wird es recht schauens und recht vergnügliche Gesichter gegeben haben, als die fünf Engländer aus des Schiffes Rauch hervorkrochen. Ob England aber wird sich dieser Helden „unter See“ nicht gerade sonderlich rühmen.

Die Frage der japanischen Waffenhilfe.

Der „Main“-Korrespondent richtete in einer Unterredung an den japanischen Gesandten die Frage, ob Japan in Europa intervenieren werde. Der Gesandte erklärte, er sei über eine Unterstützung japanischer Armeekorps nach Rußland über Vladivostok offiziell nicht unterrichtet, die Verhandlungen seien aber wohl im Gange. Japan wolle etwa 600 000 Mann senden. Diese Hilfe sei für den äußersten Notfall aufgespart, der bis jetzt nicht eingetreten sei. Inzwischen sende Japan fortgesetzt große Munitionstransporte.

Eine englische Stimme über Südwestafrika.

„Daily News“ schreiben in einem Artikel: Vorhanden, Deutsch-Südwestafrika der südafrikanischen Union einzuverleiben und zu kolonisieren, würde zweifellos ein großes einiges Südwestafrika schaffen. Aber wenn auch die Verlegung über Südwestafrika ein isoliertes Problem ist im Vergleich mit der großen Regulierung, die dem Kriege folgen muß, so wirft sie doch Fragen auf, die viel genauere Erwägungen heischen, als wir sie bisher bei den Kriegsführenden fanden. Es wird allgemein zugestanden, daß die Dominanz bei den endgültigen Entscheidungen eine Stelle neben dem Mutterlande einnehmen müssen. Aber welcher Grundsatze soll hier vorgehen betreffs der Gebiete, die sie mit eigenen Truppen gewonnen haben? Die Frage betrifft sowohl Südafrika, als auch Australien und Neuseeland, die deutsche Gebiete besetzt haben. Man muß die Frage ins Auge fassen, zumal sie auch die Verbündeten angeht. Wenn deutsche Kolonien infolge der Arbeitsteilung zwischen den Mächten des Dreierbundes in den Schoß Englands und seiner Kolonien gefallen sind, so kann doch das Ergebnis nicht als vollendete Tatsache von den Entscheidungen bei der endgültigen Auseinandersetzung ausgenommen werden.

Weitere Kriegsnachrichten.

Ein Aprilscherz der belgischen Regierung.

Als Antwort auf die Beschlüsse, welche die deutsche Regierung gegen Belgien vorbrachte, veröffentlicht die belgische Regierung ein Grambuch mit Dokumenten, welche zeigen, daß Deutschland vier Monate vor dem Kriege Frankreich vorschlug, den belgischen Congo mit ihm zu teilen und Belgien von der Aik der unabhängigen Nationen zu trennen. (Bemerkung des B. Z. V.: Die belgische Regierung hätte ihre Entschlüsse nicht am Jahrestage der Eröffnung des Krieges, sondern am 1. April veröffentlichen sollen.)

Die „Aneha“-Mannschaft auf Wädes Hochzeit.

Auf dem Gute seines Schwiegervaters, des Großindustriellen Fritze in Oblechhausen bei Bremen, wurde gestern mittag Kapitänleutnant von Wäde vom Pfarrer an der Domkirche in Bremen getraut. Die Mannschaften des Landzuges der „Emden“, die unter Führung ihres Kapitänleutnants von den Keeling-Inseln auf der „Aneha“ nach Sobaida geflohen und von dort durch das Gebiet feindlicher U-Boote glücklich nach der Heimat gelangt waren, wohnten der Trauung bei.

Eine Erklärung des russischen Botschafters in London.

Der russische Botschafter teilte dem Reuterschen Bureau folgendes über die Lage mit: Er wünschte er nachdrücklich zu erklären, daß man in England und Rußland vollkommen gleich über den Krieg und die Unmöglichkeit eines Friedensschlusses denke, es sei denn unter den eigenen Bedingungen. Ferner wünsche er auf die verzögerte und andauernde Einigkeit zwischen den Ländern und auf das bleibende Vertrauen, das sie ineinander setzten, hinzuweisen. England habe mit untrügender Sympathie sowohl die Erfolge wie das Mißgeschick Rußlands verfolgt, ohne daß das Vertrauen in den endlichen Ausgang des Krieges im Osten erschüttert worden wäre. Auch Rußlands Vertrauen und Entschlossenheit seien unerschütterlich. Rußland hoffe und erwarte, daß der Feind das bald entdecken werde.

Das Verbot des russischen Alkoholverbotes.

Die Welle der Mäßigkeit, die durch das in einem Uras des Jaren erlassene Trinkverbot reinigend über ganz Rußland verbreitet werden sollte, ist immer mehr im Abflauen begriffen. Das russische Volk, das sich plötzlich des so geliebten und gewohnten Buntglases beraubt sah, greift — nach den Berichten der russischen Zeitungen — zu den verschiedenartigen gefährlichen und selbst giftigen Ersatzmitteln, deren heimliche Herstellung und Verbreitung im ganzen Reiche bereits einen gewaltigen Umfang angenommen zu haben scheint. Fälle von Vergiftung durch herbei getragene bereits alljährlich geworden. Der russische Arzt Dr. Kowalewski veröffentlicht in der Petersburger Zeitung „Ruski Wrach“ eine interessante Aufstellung, die zeigt, wie sehr die Zahl der durch Alkoholisimus hervorgerufenen Todesfälle in Petersburg im Vergleich begriffen ist. In der Zeit vom 17. August bis 18. September 1914 wurden in Petersburg 26 Sterbefälle infolge Dextrium tremens gemeldet: 33 Fälle vom 14. September bis 11. Oktober; 84 vom 12. Oktober bis 8. November; 48 vom 9. November bis 6. Dezember; 68 vom 7. Dezember bis 8. Januar 1915; 58 vom 4. Januar bis 31. Januar, und 66 vom 1. Februar bis 28. Februar. Vor dem Alkoholverbot, schreibt der russische Arzt, war die Zahl dieser Todesfälle nach oben und unten stets schwankend; doch seit dem Verbot nimmt sie andauernd zu. Die Maßregeln wurden immer mehr verschärft. Quers war der Buntgläser-Verkauf noch in den vornehmsten Gasthäusern gestattet; dann wurde das Verbot auch auf diese Lokale ausgedehnt, doch durften sie noch Bier und Wein auschenken, und schließlich wurde überhaupt der öffentliche Verkauf aller alkoholhaltigen Getränke unteragt. Doch in dem Maße, in dem das Verbot an Strenge zunahm, stieg die Zahl der durch Alkoholisimus bedingten Todesfälle. Die angeführten Zahlen und ihre stetige Steigerung lassen erkennen, daß die Ersatzmittel durchaus nicht bloß von ausgemachten Trunkenbolden genossen wurden, sondern gerade in jenen Kreisen gebraucht werden, in denen früher nur mäßig getrunken wurde. Aus einem Bericht des Duktow-Spitals in Petersburg ist ersichtlich, daß die dort bisher aufgenommenen Opfer des Alkoholisimus aus Renten aller Art und Berufs bestanden.“

Baumwolle und Munition.

In den Baumwollstaaten Nordamerikas, den Südstaaten, macht unweitlich das Unbehagen über die britische Verweigerung, Baumwolle als unbedingte Konterbande zu erklären. Schon bisher hat ja die amerikanische Baumwollproduktion arg unter dem britischen Kaperpolitik gelitten. Die Briten suchen jetzt die

Militärisches im Berliner Witz.

Der richtige Berliner hat seine eigene Sprache, die wie er selbst, dreck, treffend und voll trockenem Witz ist. Auch ein gut Teil Selbstironie kommt darin zum Ausdruck, wie das folgende, allbekannte Verschen zur Genüge dar-
tut:

Id un det un Kats mal,
Dogen, Fleisch un Borne!
Die Berliner allzumal
Sprechen gar zu Schone.

Doch der stolze soldatische Einfluß des Berliner Soldaten nicht ohne Einwirkung auf seine Sprache geblieben ist, liegt auf der Hand. Der alte echte Berliner wird kaum von jemand sagen, daß er dumm sei, sondern: „der dreht die Kriechschlange uff'n Rücken weg“, und eine recht grobe Blutmurk nennt er „Soldatenwurk“. Natürlieh erkennen sich die verschiedenen, in Großberlin garnisonierenden Truppen durchweg besonderer Epithamen, in denen der Berliner Humor kräftig zum Ausdruck kommt. So heißen die Potsdamer Jäger ihrer grünen Uniformen halber allgemein „die Laubstücker“, die Gardebataillone wegen ihrer weißen Röcke „die Weißbäcker“, und die dritten Gardebataillone mit ihren gelben Kuschelgelen „die Butterbäcker“.

Besonders tief eingebürgert hat sich der Name „Maitzer“ für das Garde-Regiment, das früher als Garde-Reservebataillon in Potsdam und Spandau stand und alljährlich um die Maitzerzeit nach Berlin zur Parade kam. Die also Benannten tragen übrigens diesen, stets mit einer gewissen Jählichkeit gebrauchten Beinamen mit Stolz und an dem Offizierskassino des Regiments in der Chausseestraße prangt als Wahrzeichen ein plastisch herausgearbeiteter, großer Maitzer. Die Garde-Regimenter werden übrigens häufig auch die „Weißgegelten“ genannt, im Gegensatz zu den „Schneefliegen“, womit man das erste Garde-Regiment zu Fuß meint.

Ein wenig bissiger klingt die Bezeichnung „Strippenjung“, die der Berliner Witz den Garde-Gularen mit ihrer reichen Verziertheit beilegt, oder der Beiname „Pulverkäpp“, den die Garde-Artilleristen erhielten. Auch die „königlichen Leibkuchler“ oder „Tempelhofer Gularen“, womit die Krainfeldaten bezeichnet werden und die „Schneberger Engel“ oder „Schienenschlepper“, wie man die Eisenbahner nennt, klingen sich allzu dreck betreffen.

Aber in all' diesen Epithamen birgt sich doch im Grunde eine gewisse jähliche Anhänglichkeit, die verständlich wirkt. Und so werden auch gewiß „die Lustkuchler“, das sind die Mannschaften der Lustkuchler-Abteilung, und die „Kartoffelschäler“, das sind die Kaiser-Alexander-Grenadiere, ihre wenig schmeichelhaft klingenden Beinamen mit gutem Humor tragen. Die letzte Bezeichnung soll aus dem Kriegsjahr 1866 stammen, aus dem berichtet wird, daß die Alexander-Grenadiere stets darauf blieben, ihre Kartoffeln vor der Abgabebehandlung zu schälen, während die anderen Truppen sich mit Pellkartoffeln begnügten.

Auch sonst geben die Epithamen mancherlei militärgeschichtliche Aufschlüsse. So erfahren wir aus der Bezeichnung „Kreuzkämpfer“ für die Grenadiere des Königin-Augusta-Regiments, daß sie vom Rhein, nämlich aus Koblenz, hierher kamen, und der Name „die Reuschkatzen“ für die Großkürassier-Schützen lehrt uns, daß das Bataillon während der Zugehörigkeit von Reuschkatzen zu Preußen in diesem Schweizer Kanton stand.

Bereise.

Südpolen, 27. Juli 1915.

Offen. Steil fällt der Rotweg ins Tal. Auf dem Hügel seitwärts hebt sich ein dünnes Kreuz, unten liegen die grünen Hügel, vom Weiß einer Kirche überragt. Grabowice.

Eine nüchtern gebaute polnisch-jüdische Ortschaft, die jetzt zur Soldatenstadt wurde. Breiterwege führen über den tiefen Schlamm der Straßen, ein oder der andere Weg ist von den Russen noch eigens aufgepflastert. Strohdach und blaugraue Wände polnischer Bauernhäuser zwischen Obstbäumen sind noch am ansprechendsten. Der Markt mit seinen grauen Verkaufsbuden, seinen Holzregalen und dem lässig redenden Krawattenverkäufer macht den Eindruck einer improvisierten Breiterstadt unheimlich. — Auch in Grabowice hat die „Schlacht“ die Wälder ausgeleert; so gründlich, daß selbst der hüngrige Geschäftsmann der Anwohner nichts zu ermitteln findet. Nur der Bartscherer hat seine Arbeit; ihm sein Handwerkszeug wegzunehmen, war für die Russen unmöglich. Die Bauern haben anscheinend weniger hergeben müssen, noch haften sie mit dem Rest ihres Viehs erträglich. Die gewählte alte Stube hängt voller Deckenbilder; überall blickt aus Holzgrund der schwarze Kopf der Mutter Gottes von Gzenstow, ein Kopf mit unpolnisch langnasiger Form. — Der Quartierwirt bemüht sich, dem Deutschredenden klar zu machen, daß er sich gewiß nicht als Russen betrachte. Es mag wohl sein.

Über den Schlamm, den Markt und die grauen Häuser hebt sich ein Haus, von verengtem Laub und Ruinen geformt; er läßt, inmitten dieses polnischen Landes, an den Süden denken. Ueberig gebliebene Kamine stehen dort, noch einmal wie Obeliske. Dieser Stein, um den herum das gebrechliche Wandwerk wie Wunderwegbrunn, bringt in die Landschaft einen fernen und fremden Ton, von dem sie nichts wußte.

Nicht weit von dieser Soldatenstadt, südostwärts, liegt eine Welt von anderer Art, eine unterirdische. Hier wurden, bei Bereise, die Russen aus ihren Schanzen getrieben. —

Wir durchwandern die Erdwerke, die sie bauten. Welche Arbeit ist hier geleistet worden! Alle Kräfte, auch der Stillschaltung, müssen sie herangezogen haben, um diese festungsartigen Bauten zu schaffen. So weit man blickt, ist der Boden zerwühlt, jede Hügelwelle ist mit Reiterhöfen ausgefüllt. Weit hin sieht sich die Hauptstellung, tief ausgehöhlet, eine ununterbrochene Reihe halbkugelförmiger Unterstände. Stufenartig sind diese Erdhöhlen gegraben, sie hatten Wände, Stufen, Schlafstellen aus Erde. In regelmäßigen Abständen stehen Schützengraben, aus Kistenförmigen pyramidenförmig aufgebaut. Tief eingeschüttete Zugangswege führen heran, dahinter sind Ruhestellen, Stützwerke, immer neue. Alle sind Aufnahmestellen, Kanäle, den der Krieg geschaffen hat, eine Architektur von ungeheurer Sachlichkeit. — Zwischen den Gräben sind Stachel- und Drahtgarn gezwungen, fünf, sogar sieben Reihen drahtbespannener Pfähle, dazwischen „panische Reiter“. Inzwischen hat man die Anlage wohl noch verstärken wollen, die Draht-

Zur Kriegslage.

(Amtlich.) Großes Hauptquartier, 4. August.
Westlicher Kriegsschauplatz.

Nicht Neues.

Westlicher Kriegsschauplatz.

In der Verfolgung des weichenen Gegners erreichten unsere Truppen gestern die Gegend von Kupischy (östlich Poniewitz). Nördlich von Tomza wurden die Russen in der vorgehobenen Verteidigungsstellung der Festung zurückgedrängt. Ost- und westpreussische Regimenter nahmen die noch durch Feldbesetzungen geschützten Narew-Ueberränge bei Ostrolenka nach heftigstem Widerstand; mehrere 1000 Russen wurden gefangen genommen, 17 Maschinengewehre erbeutet. Auch hier ist die Verfolgung aufgenommen worden. Vor Warschau wurden die Russen aus der Plonie-Stellung in die äußere Fortsstellung geworfen. Die Armee des Prinzen Leopold von Bayern befindet sich im Angriffe auf die Festung.

Südöstlicher Kriegsschauplatz.

Bei den über die Weichsel vorgebrungenen deutschen Teilen der Armee des Generalobersten von Baurisch nimmt der Angriff seinen Fortgang. Die österreichisch-ungarischen Truppen dieser Armee sind im Besitze des Westteiles der Festung Zwangorod bis zur Weichsel. Gegenüber den verbündeten Armeen des Generalfeldmarschalls von Radenski versuchte der Feind auch gestern die Verfolgung zum Stehen zu bringen. Er wurde bei Lenczna nordöstlich von Cholm und westlich des Bug erneut geschlagen. Seit heute früh ist der geworfene Feind im Rückzug zwischen Weichsel und Bug in allgemeine nördlicher Richtung. Auch bei und südlich Uscilug am Bug weicht der Gegner.

Notiz: Kupischy liegt etwa 40 Kilometer östlich Poniewitz.

enden hängen noch. Hinter den letzten Aufnahmestellungen aber, unfern, ist ein Wald. Dort brachen die Russen hervor, um nach ihrer Weise die überresten Sturmtruppen wieder anzugreifen. Dätten Deutsche sich so verhalten, nie wären sie gewesen.

Nicht ist die Erstfaltung der Russen leer, aber die Spuren des Kampfes geben hinreichend Kunde von dem, was gewesen ist. Weißblonde Soldaten von der Wasserfante: Danken, Goldkneiter haben das schwerste der Sturmarbeit getan. Ein Landwehrbataillon bestand hauptsächlich aus Volkweibern. Beim russischen Gegenangriff zeichnete sich ein Regiment der Sassen aus. Auch Vommern waren an den anschließenden Kämpfen beteiligt. Es müssen Augenblicke fiebernder Spannung gewesen sein, als vor den Augen der Beobachter auf der Sturmfront die Truppen im feindlichen Schützengraben verschwanden. — Was wurde aus ihnen? Aber sie kamen durch, der Russe hatte kein Glück, trotz seiner gut erachteten Waldangriffe, und mußte zurückgehen. An diesem Tage wie immer.

In den Erdwerken, zwischen ihnen, liegt alles nur denkbare Gerät des Soldaten verstreut. Braune Muffenmäntel, Mützen, wollene Handschuhe (haben sie sich schon so auf den Winter gerichtet?), Gewehre, Bajonette, Patronen, Karten und Briefe, Griffe aus der Heimat, im Regen vergebend. Dazwischen, in blauem, zerweichtem Einband, eine russische illustrierte Bibel mit den wohlbekannten Bildern. — Wurminen und Geschosse der schweren Artillerie haben die Unterhände zertrümmert und die Besatzung in ihren tiefen Erdwerken zu finden gesucht. Noch liegen viele der Toten da: ein fremdes blaues Gesicht, dem Gesicht der Lebendigen schon fern. In nächster Nähe der Gräben senkte sich ein Weichselströcher in den Boden, Gewehre liegen herum, die in der Hand der Schützen zerfollert sein müssen, unheimlich hat die vorbereitende Artillerie geatmet.

Unausführlich, in der Stille des verlassen Schlachtfeldes, rollt vom Norden und Nordosten Geschützball. Ränge haben die Kämpfe, vor deren Spuren wir stehen, sich auf neuem Schauplatz wiederholt, der Krieg in Schützengraben ruhelos vorwärts. Heute und morgen wieder. Die Russenwerte von Bereise, zwischen den braun verengten Dorfhügeln, liegen schon Weiten hinter der Front.

Dr. Hermann Friedemann, Kriegskorrespondent.

Bermischtes.

Ein 119-jähriger Mann. Aus Norwegen, dem klassischen Lande der Hundertjährigen, kommt zuverlässige Nachricht über einen dort lebenden Mann, der das schöne Alter von 119 Jahren erreicht hat und als der älteste Mann Norwegens gilt. Dies ist, wie das „S. L.“ nach dem „Staanger Aftenblad“ berichtet, der Fischer Abel Elvasen, der in Vulkanen auf den Soloten lebt. Sein Geburtsjahr war 1796. Als Junge diente Elvasen bei einem Kavallerie-Regiment, und er erinnert sich, daß zu jener Zeit der Schnee in einem Jahre noch aus Johannisfest auf den Wiesen lag. Damals herrschte dort oben eine schwere Teuerung, 1812 fuhr Elvasen mit einer Nordlandfahrt nach Bergen, und auf der Rückreise wurde das Boot von einem englischen Kriegsschiffe versenkt. Es glückte der Jagd jedoch, dem Engländer zu entkommen und einen kleinen Hafen anzulanden, wo ihn das Kriegsschiff nicht folgen konnte. Während über die entgangene Beute, fandte der Engländer der norwegischen Jagd noch ein paar Schiffe nach, die ihr das Segel geflogen. Abel Elvasen ist im ganzen dreimal verheiratet gewesen; seine dritte (und vermutlich doch letzte) Ehe schloß er im Alter von 98 Jahren. Uebrigens ist er noch ganz frisch und gesund, und erst seit wenigen Jahren bedient er sich beim Lesen einer Brille. Als König Haakon von Norwegen im Jahre 1910 diesen nördlichen Teilen des Landes seinen Besuch abstatte, wollte man ihm den alten Abel vorstellen. Das ließ sich damals aus irgend einem Grunde nicht machen. Er hat unter nicht weniger als neun norwegischen Königen gelebt. Es sind dies Christian VII., Friedrich VI., Christian Friedrich, Karl XI., Karl Johann, Oskar I., Karl XV., Oskar II. und Haakon.

Großfeuer in Glasgow. In der Nacht zu Freitag brach in Glasgow in einer der Abteilungen der Arbeiter-Faktorei in Glasgow Feuer aus. Soweit bis jetzt bekannt ist, sind bei dem Brand, der von mehreren Explosionen begleitet war, 11 Mann verwundet und einer getötet worden.

Von einem tragischen Geschehnisse wurde die Befehlsfrau Mathews auf Abbaa Trojante ereilt. Nachdem sie vor einigen Monaten die Meldung über den Heldentod ihres Schwiegerohnes erhalten hatte, ging ihr jetzt die Nachricht zu, daß auch ihr im Felde stehender Sohn in Rußland gefallen sei. Die Frau erlitt einen schweren Nervenschmerz, von dem sie sich nicht mehr erholen sollte. Als sie nun jetzt auf dem Sterbebett lag, traf mit der Feldpost eine Karte ein, auf der der totesagte Sohn eigenhändig über sein Wohlbefinden berichtete. Die Sterbende, der das Bewußtsein bereits geschwunden war, konnte die Freudebotschaft nicht mehr vernehmen.

Grüne, Kattfarbene und blaue Pferde. In diesem Kriege, in dem das Rößliche, Ueberraschende und Unschätzbare eine so große Rolle spielt, ist man auf allen Seiten eifrig bemüht, die ganze Armee nach Möglichkeit in eine unauffällige, schwer erkennbare Farbe zu hüllen, ohne auf die Pracht der Uniform, die in früheren Kämpfen

so geschätzt wurde, Rücksicht zu nehmen. Die ganze Armee soll möglichst unsichtbar sein; das heißt nicht nur die Kämpfer. — Offiziere und Soldaten — sondern auch die Wagen, die Bagen — und selbst die Pferde. In Frankreich werden gegenwärtig zahlreiche Versuche zur Herstellung einer Pferde-Kriegsfarbe angestellt, und kürzlich fand wegen dieser Frage eine Beratung in der Pariser Societe de pathologie statt, über die der Temps ausführlich berichtet. „Kögen die Pferde zum Reiten oder zum Fahren von Kanonen, Munitionskisten oder Proviantwagen dienen, auf jeden Fall dürfen sie kein weißes oder anderes helles Fell haben, da sie sonst dem Feind ein zu gutes Ziel bieten. Daher hat man die Pferde, denen die Natur eine zu sichtbare Farbe verliehen hat, dunkel gefärbt. Bisher benützte man dazu eine dunkelbraune Tinte in Art der Vegetarfärbung. Aber dieser Farbstoff erweist sich nicht als der richtige, da er nach Ansicht der Tierärzte gesundheitsschädlich wirkt. Auch war er nicht genügend haltbar. Den letzteren Mangel sucht man zu beheben, indem man das Fell vor dem Färben mit einer 2-prozentigen Ammoniaklösung entfettet. Die Frage der neuen Farbe wurde lebhaft erörtert. Unter den verschiedenen Vorschlägen, die gemacht wurden, ist der Gebrauch einer Kattfarbenen Tinte zu nennen. Eine besondere Lösung aber ist schlagartig von dem Vizepräsidenten der Societe, dem Dr. L. B. B. vorgeschlagen worden. Es handelt sich um ein unsichtbares, vortreffliches Mittel von — himmelblauer Farbe. „Blaue Pferde.“ fügt der Temps hinzu, „hätten in früheren Zeiten nicht wenig angstvolles Staunen hervorgezurufen. Doch wir haben während dieses Krieges gelernt, uns über nichts mehr zu wundern.“

Sokal. Große Kämpfe fanden in den letzten Tagen fast ununterbrochen bei der ganz nahe an der polnischen Grenze am Bug gelegenen galizischen Stadt Sokal statt, wo die Russen bisher vergeblich ihre ganzen Kräfte daransetzten, die Bugfront des Gegners zu erschüttern. Sokal liegt an der Staatsbahnlinie Jaroslau-Sokal und ist eine Begleitstadt von etwa 12000 Einwohnern. Die Stadt, in deren Nähe im Jahre 1519 die Polen gegen die Tataren einen empfindlichen Niederlage erlitten, ist außerordentlich befestigt; sie besitzt eine Metallwarenfabrik, Dampfmaschinen- und Sägereien und betreibt einen Schwunghafen Getreide-, Holz- und Viehhandel. Von Sehenswürdigkeiten Sokals, das ein Obergymnasium und eine Lehrerbildungsanstalt besitzt, ist neben der römisch-katholischen Pfarrkirche namentlich das aus dem 17. Jahrhundert stammende Bernhardenkloster zu nennen, das zu den schönsten künstlerischen Anstalten von ganz Galizien gehört. Im Gegensatz zu der Pfarrkirche, die noch heute vollständig zu einer Schutzmauer mit mauerischen Bastionen umgürtet ist, weist das Kloster von seinen ehemaligen mächtigen Befestigungen nur noch eine Bastion auf der Südseite auf. Die römisch-katholische Kirchenkapelle ist angefüllt mit kostbaren Ornaten, wertvollen Decken und Epitaphen; schöne Fresken zieren das Gewölbe der Schatzkammer und der Sakristei. Bemerkenswert sind noch die griechisch-katholische Pfarrkirche mit einem wirkungsvollen Holzemaltes des heiligen Nikolaus und die griechisch-katholische Sankt Michaeliskirche mit schön geschmücktem Innenraum, darunter man in der griechisch-katholischen Kirche eine hohe, oft bis zum Gewölbe des Gotteshauses hinaufreichende Holz- oder Marmormand verweist, die das Allerheiligste von dem Versammlungsraum der Gemeinde abschleht und mit den Bildnissen der Hauptheiligen geschmückt ist. In der ganzen Umgebung von Sokal sind endlose Fluglanddünen und schöne Nadelwälder zu finden. In den Ortschaften rings herum erfreuen hübsche Altpolnische Gutsböden das Auge des Beschauers. An die Tatarenkriege erinnern die sogenannten Tatarenhöhlen, die in jedem Dorfe vorkommen.

Wasserstände.

Wasserstand	Werra		Eger		Elbe					
	Wasserstand	Wasserstand	Wasserstand	Wasserstand	Wasserstand	Wasserstand	Wasserstand	Wasserstand	Wasserstand	
3.	16	4	42	12	64	38	63	23	167	102
4.	6	8	37	10	60	20	53	12	170	114

Spendet Gold und Silber dem Roten Kreuz.
Spenden werden in der Stadthauptkasse entgegengenommen.

2. Beilage zum „Niesauer Tageblatt“.

Wochenschrift und Verlag von Sauer & Winterlich in Niesau. — Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Hagemel in Niesau.

Nr. 178.

Mittwoch, 4. August 1915, abends.

68. Jahrg.

Die Argonnenfieger vom 18. Juli.

Deutschlands Heldentat. — Der Sturm auf La fülle morte. — Eine Höhe der Engländer. — Wie der deutsche Kronprinz das Eisener Kreuz verteilte.

Von unserem Kriegsbekanntesten.

Deutsches Großes Hauptquartier,
2. August 1915.

Offen. Inmitten der freien Aftung im Walde stehen sie im Blied aufgestellt, 474 an der Zahl, Offiziere und Mannschaften, nicht dem Range nach, sondern nach der Bedeutung ihrer Leistung, Infanterie, Jäger, Pioniere, Artilleristen, Keryte und Verwundetenträger. Das sind die Helden von La fülle morte, die ihr Armeeführer heute auszeichnen soll; tausend andere stehen hinter ihnen und aber-tausende liegen draußen im Schützengraben auf treuer Wacht. Nur eine kleine Zahl hat sich entschuldigen lassen; sie konnten nicht zur Stunde kommen, da man vor Gott trat, um ihm zu danken für Sieg und Hilfe; die einen liegen im Lazarett seit dem Tage des Sturms, die anderen ruhen von dem heiligen Kampfe aus, sie ruhen für immer! Sie sind Gott näher als die Weier im Walde.

Das sind die Helden von La fülle morte, die Sieger vom 18. Juli. Sie haben diesen Wald auf der Höhe erobert, von der der Blick weit über die Argonnen streifen kann; bis nach den Höhen von Sarrabus im Osten, bis nach der Champagne im Westen. In den letzten Septembertagen hatten kleine deutsche Streiftruppen auch diese Höhe erreicht, welche auf den Generalhöhen die Höhe 285 heißt. Stärkere Kräfte der Franzosen trieben die Patrouillen aber zurück und setzten sich oben fest. Gegen Norden fällt die Höhe gegen den Grund von Neureffonds und gegen das Ueberrindental ab, das in das Tal der Weier nach Osten führt.

Tagend Meter lagen sich die beiden Gegner monatelang gegenüber. Ende Februar mußten die Franzosen vor einem kräftigen Vorstoß der Deutschen um mehr als 100 Meter zurückgehen, die Höhe 285 aber, auf der die französische Artillerie vorzügliche Beobachtungsposten hatte, von der sie nicht nur die deutschen Stellungen, sondern auch ihre Zufahrtsstraßen leicht beschossen, blieben im Besitze der Franzosen. Es war ihnen zwar nicht leicht gemacht worden. Hier spielte sich ein Kampf wie auf der Vorettelhöhe ab. Das Feuer der deutschen Kanonen hatte den kuzstammigen Waldbestand bald raflert Farnkrauter und hohes Gras, das hier mit Dornengebüsch nach dem Nist der Sonne rüstet, wurden von dem glühenden Eisen, das über sie hinwegfegte, verbrannt. Immer tiefer und tiefer hatten sich die Franzosen in die Erde bohren müssen, um in diesem alles zerstörenden Tanz der deutschen Munition nicht ganz den Kopf zu verlieren. Drei Meter hoch waren die Schützengräben hier an mancher Stelle und mit aller Epshindigkeit ausgearbeitet. Wackelnd hielt die Wände, Eisenbohlen stützten sie, und jeder freie Raum war mit Sandsäcken gepolstert. Die beim Spinnwebennetz gezogen Gräben kreuz und quer. Die Blockhäuser verlaufen fast unter der schützenden Schicht von Humus und Baumstämmen. Was ein Arsenal der Pioniere bieten konnte, war an Hindernissen angebracht. Von all dem war von den deutschen Stellungen aus aber nichts zu sehen. Diese den Deutschen unbenutzte Höhe mußte erobert werden.

Die Lügenberichte der Engländer haben nach der Erklärung von La fülle morte in die Welt posandt, die Deutschen hätten durch den Sturm nur, das Nationalfest der Franzosen führen wollen. Das war wahrhaftig nicht der Fall! Gefangene haben später erzählt, daß für diesen Festtag der Franzosen das 5. und 32. französische Armeekorps auf der ganzen Argonnenfront angreifen sollte. Man hat auch Bescheide, die sich darauf bezogen, gefunden. Die Deutschen wußten also, daß ihr Angriff am 18. Juli nicht einen ungerathenen Feind überraschen werde.

Um 8 Uhr morgens gingen losbringliche Infanterie und schlesische Jäger zum Sturm gegen die vorgeschobenen Stellungen der Franzosen los. Der Wald ist erfüllt von gelbem Qualm der brennenden Bäume, von Staub und Nebel. Die Stürmenden atmen schwer, die Rauchmasse vor dem Mund tut gute Dienste. Drei junge Leutnants kriechen trotz Minen und Handgranaten bis an die französischen

Gräben und bringen dort an drei Stellen Sprengladungen an, die bald darauf verheerend wirken. Die deutschen Granaten saufen und deuten immer wichtiger auf die Stellung der Franzosen. Ein Riesengestirn drückt heran; 105 Franzosen liegen auf einem Haufen, tot, zerrissen, vom Pulsturm erdrückt, schwer verwundet. Um 11 Uhr bricht der Hauptsturm los. Ein Regen von Handgranaten überflutet die französischen Gräben. Ein Pionier kragt als erster in den feindlichen Gräben, hunderte ihm nach! In das Durra der Truppen mengt sich das Vorwärt der Offiziere. Der erste Graben ist überannt.

Die wilde Jagd rast weiter — ein Jägerleutnant weit voran — ein Drahthindernis droht, an der alten Römerstraße, vier Schritte breit — hell ein Sprung — und drüben ist er. Die Jäger ihm nach. Schon im Sprung greifen sie nach der Handgranate, die an der Koppel hängt. Ein neuer Graben steigt hinter ihnen, der dritte ist erklimmt — der vierte — der fünfte.

Eine neue Gefahr: ein Minenwerfer! Er spelt Mine auf Mine vor die Höhe der ankommenden Jäger. Von seiner Bedienungsmannschaft sind alle gefallen — nur ein Artilleriehauptmann, hoch hinter der Wurfmachine und ladet und ladet. — Sein Köpft ist ihm vom Kopfe gefallen, Schweiß, Schmutz und Blut rinnen ihm über Schdel und Wangen. Da springt ihm ein blutjunger Kerl an, wie eine Kabe, ein Jäger von der polnischen Grenze.

Sein Gewehrstoß wirdelt in der Luft. „Hier hast du Lohn!“ leucht er, „hast du uns immer beworfen mit großen Bomben“, und der Kolben hämmert auf den Hauptmann nieder; die Hälfte seines Schdelst liegt unter den Leichen seiner Mannschaft.

Die Höhe und La fülle morte war erklimmt. Offiziere schreien: „Dank! Dank! Nicht weiter, wir sind oben!“ Wlaubt ihr, sie lassen sich halten, diese Totkühnen? Nicht wenige härmten weiter; die einen in das Franzosenlager hinter der feindlichen Front, die anderen werfen sich auf eine Batterie, und dann auf eine zweite. Die Geschütze zurückzuführen — vergebliche Mühe; sie sind zu fest eingebaut. So wird wenigstens alles kurz und klein geschlagen. Eine Handgranate noch in den Laberraum eines Geschützes, eine in ein feindliches Munitionslager — dann geht es zurück. Es war höchste Zeit! Die Franzosen haben Verstärkungen herangeholt.

Auch im Walde von La fülle morte wird Heldenhaftes geleistet — auf beiden Seiten. Durch ein Gewirr von Sappen mühen sich die Unseren hier Schritt für Schritt den Weg bahnen; von Gräben zu Gräben kämpfen man sich vor. Am Ausgang eines Grabens stand in guter Bedung ein französischer Offizier, der jeden ankommenden Deutschen ausstieß; ein Soldat lud neben ihm ein zweites Gewehr, das er mit dem anderen abwechselnd seinem Offizier reichte. Erst nach geraumer Zeit gelang es Leutnant B., den glänzenden Schützen mit einem gut gezielten Schuß zu Boden zu strecken.

Und nun stehen die Helden von La fülle morte und von der Höhe 285 vor dem deutschen Kronprinzen. Der Waldgottesdienst ist vorüber, der feierliche hat die Truppen wegeln, es klang laut und feierlich durch den Wald „Der Herr segne und behüte dich —“, die gelben und blauen Fahnen senkten sich, und wie zwei Krastfiguren, die holder geschaffen, hielten die zwei jungen Leutnants neben der Kaiserin. Dann dankte der Kronprinz den feierlichen Truppen. Sein heller Tenor durchschnitt wie ein Kommandoruf die Stille des Haines.

Durrause, Heil dir im Siegerkranz — dann kommt Bewegung in die harten Gruppen. Ein junger Adjutant ruft: „Die Persönlichkeiten vortreten, die das Eisener Kreuz erhalten sollen“, und zwischen den Bäumen und Büschen drängen sie sich hervor, die Jungen und die Grauen, Offiziere und Soldaten. Der Kronprinz steht dem ersten: einem Stabsoffizier. Hinter ihm junge Ordonnanzoffiziere mit Papieren in der Hand; die Lisse der Helmen. Und nicht zu übersehen der Leibgardie, groß, breitkühlig, hart, mit schwarzem Krawattierhelm und noch pechschwarzerem Bart, wie ihn Kaiser Friedrich trug. Seine große schwarze Lederwaffe aber birgt 474 Eisener Kreuze. Das Kreuz zweiter Klasse ist einfach in ein blaues Papier eingeschlagen, die erste Klasse ist in einer kleinen Schachtel verpackt.

Erst kommen die Stabsoffiziere dran. Die meisten von ihnen

ihnen erhalten die erste Klasse. Dann kommen die einzelnen Truppenkörper an die Reihe. Jedem Mann reicht der Kronprinz das Ehrenzeichen aus Eisen. Zuerst meldet sich aber der Mann, vor den der Kronprinz tritt. „Bergeant Josef Müller, 6. Kompagnie, 2. Regiment.“ Seine Hand umklammert das blaue Päckchen mit dem Eisernen Kreuz. „In-nigsten Dank, kaiserliche Gohelt!“ Tausend Feuer der Freude flackern in seinem Auge auf. Und da steht man erst, was es für schöne Augen gibt! Und zuerst wortlos kreucht der Kronprinz jedem die Rechte entgegen, mit einem kräftigen Rud, in dem so viel einladende Herzlichkeit liegt. Sein schlanker, fehniger Körper legt sich dabei zurück, wie es der Dichter tut. Und dann saht er den Mann vor sich fest im Auge, sein Blick ruht in dem feines Soldaten, ein Blick voll Stolz und Dank, seine Hand umklammert die Faust des Mannes, wie dieser das Eisener Kreuz, die Faust ist dem Kaiserjohn ein wertvolles Ding, und drum läßt er sie nicht los, während er ihn fragt. „Ernstes oder Heiteres?“

Mit diesem Interesse stellte er seine Fragen: Du warst beim Sturm auf der Höhe? Erzähle, was sind Deine Eindrücke? — Den Blutungen sagt er „Du“ — oder: Wie war die Sache? Und der junge Gefreite vor ihm sagt, wie alles schnell von haiten ging. Das sagt jeder, es ist rasch gegangen. Ein Reservist erhält das Eisener Kreuz. Er hat zwei Kanonen erobert. Mit verwunderten Augen mißt der Kronprinz die zarte Gestalt des Helden. „Von wo sind Sie?“ „Von Ingoßhadt, kaiserliche Gohelt!“ „Sie mühten wohl gern Urlaub nach Hause?“ Nur die leuchtenden Augen antworten. Und der Ordonnanzoffizier notiert: Drei Wochen Urlaub.

Ein Landwehrmann meldet sich. Ein Landsknechtstropf, wie aus einem alten Holzschmitt. Bei den Männern, bei denen schon die Schläfe angegraut ist, heißt es immer: Gehen Sie Nachrichten von Hause? Ist alles in Ordnung? Einem Oberarzt reicht der Kronprinz das Eisener Kreuz. Sein Auge wird ernst. Er spricht von letzten Kämpfen, von den Wunden seiner Soldaten. Der Arzt spricht von den schweren Verletzungen, die amerikanische Sprengmunition zufügt. Er lobt die Organisation des Sanitätspersonals. In drei Stunden waren alle Verwundeten im Lazarett.

Aus vielen Antworten hört man immer wieder: die Handgranate ist jetzt die Lieblingswaffe der Leute.

Der Kronprinz tritt auf die Pioniere zu. Der erste, ein Prachtler, baumlang, mit dunklem Gesicht und weichen Zähnen, schaut wie seine Drahtscheren. Lockend wundert ihn der Kronprinz. „Na, jetzt bin ich ja bei den richtigen!“ Und er läßt sich von jedem ein Heldenstücklein erzählen. Der kommandierende General, der Divisionär, der Brigadier — alle gratulieren den Ausgesetzten. Der lange Pionier wird gefragt: „Was sind Sie im Frieden?“ — „Schauspieler am Kurtheater in Ems.“ Sein Nachbar ist Bergmann. Der dritte ist aus Thüringen. „Was schreibt Ihre Frau?“ fragt der Kronprinz nach einigen Fragen über Minen- und Stollenkampf. Der Mann sieht wirklich verheiratet aus. „Ich hab noch keine Frau“, ist die Antwort. „Da werden Sie wohl eine nach dem Kriege suchen?“ — „Na, das werd ich mir wohl noch ein bißchen überlegen!“ erwidert er gemächlich.

Und der Kronprinz schreitet weiter; für jeden hat er einen lieben Blick, ein liebes Wort. Wenn sie nach Hause kommen werden, seine Helmen, dann werden sie von dieser Stunde wohl zuerst berichten. Und jeder wird erzählen: „Das Kreuz, das hat er mir persönlich gegeben. Und dabei hat er mir die Hand gedrückt, so —“

Julius Hirsh, Kriegsbekanntester.

Kriegstagung der öffentlichen gemeinnützigen Arbeitsnachweise im Königreich Sachsen.

Der Verband der öffentlichen gemeinnützigen Arbeitsnachweise des Königreichs Sachsen hielt am 31. Juli d. J. in Leipzig seine 4. Verbandsversammlung ab, die sich vorwiegend mit der Tätigkeit der Arbeitsnachweise während des Krieges beschäftigte. Das königliche Ministerium des Innern war durch Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Landt vertreten, die Landesversicherungsanstalt Königreich Sachsen, die dem Verbande als Mitglied angehört, durch Herrn Geh. Rat Weger. Von den an den Verband

Der Dämon.

Roman von Paul Grabein.

10. Fortsetzung.

„Guten Abend, Hal!“ begrüßte er sie einleitend. „Wie geht's? Doch alles wohl im Hause? — Ist Fräulein Edith da?“ Und er wollte schnell ablegen. Der so sonderbare Blick des Mädchens, das alles zu ahnen schien, genierte ihn.

„Fräulein Edith ist doch mit der gnädigen Frau verreist, schon gestern abend!“

Und sie sah ihn an, höchst verwundert, daß er, der Verlobte das nicht wußte! „Wie verreist?“

Das Wort traf Herbert wie ein Donnererschlag. Fassungslos starrte er das Mädchen an. „Wohin denn?“ — „Zur Tante, nach Kunzendorf.“ — „So — nach Kunzendorf?“

Es war die an einen Gutbesitzer in Schlesien verheiratete ältere Schwester von Frau Professor Kuhland.

Mechanisch wiederholte es Herbert mit einer ihm selbst ganz fremden, kalten Stimme. Dann kam es ihm plötzlich zum Bewußtsein, was für eine seltsame Rolle er hier vor dem Mädchen spielte. Das rüttelte seinen Stolz nach. Mit einem kurzen Grusse schied er sich ohne weiteres ab und verließ das Haus.

Das also hatte sie fertig gebracht! Anstatt ihr Unrecht einzusehen, ihm ein einziges liebes Wort zu geben, was sie im harten Troste davongegangen, ohne eine Zeile des Abschieds. Wie hatte er dagesunden vorhin vor dem Mädchen!

„Hi! Er biß sich die Lippen blutig, und seine Rechte ballte sich in aufwandelndem Horn.“

Aber endlich warf er in harrer Entschlossenheit den Kopf trotzig in den Nacken. Sie hatte ihn herausgefordert, den Konflikt haben wollen — nun gut, so sollte es sein!

Aber jetzt war es auch zu Ende mit jedem Einreden von seiner Seite. Solange sie nicht kam, demütig, ihr Unrecht bitter bereuend — so lange rührte er keine Hand nach ihr. Und wenn es ihm sonst etwas kosten sollte! Er war gewiß nicht nachtragend — aber nun war das Maß überlaufen.

Sich so in wilden Trost hineintretend, der seinem wunden Herzen gut tat, kehrte Herbert endlich heim — es war inzwischen Mitternacht geworden.

Es waren trübe Tage für Herbert, die nun folgten. Er blieb seinem Entschlusse getreu und ließ Edith nichts von sich hören; aber das dabei gehegte Gebilde Hoffen, daß eines Tages Botschaft von ihr kommen und von ihm so die Ab-

sicht gegeben würde, sich wieder mit ihr auszusprechen, erfüllte sich nicht.

So mußte er denn auch von ihr nichts. Es qualte ihn das ganz unflüchtig, und oft war er drauf und dran, zu seiner Mutter zu fahren, um wenigstens von ihr und Inge — die doch gewiß brieflich Nachricht von Edith hatten — etwas zu erfahren; aber sein Stolz und sein Schamgefühl hielten ihn ab. Er mochte in diese innerste Herzensangelegenheit auch die Seinen nicht blicken lassen.

So half denn alles nichts, er mußte still und gefast ausharren, bis sich ihr Trost gelegt und sie sich zu sich selbst zurückgefunden haben würde. Denn daß dies einmal eintreten mußte, daran for-ate er ja nicht zweifeln — er hätte ja sonst an allem irre werden müssen! Aber schwer war es — so schwer, dieses Abwarten in voller Ungewißheit.

Langsam schritten so die Tage dahin, einer wie der andere freudelos. Herbert war daher dankbar für jede kleine Abwechslung und Ablenkung, die gelegentlich einmal das Leben im Hause Bacarescu bot, waren sie doch hier so selten.

So empfand er es auch heute als eine angenehme Unterbrechung des wenig reizvollen Unterrichts bei dem mäßig begabten Boris, daß der alte Diener eintrat und ihn auf ein Kierestübchen zu Herrn Dr. Bacarescu in dessen Arbeitszimmer herunterbat.

Herbert leistete dem Rufe Folge. Als er unten eintrat, fand er bei dem Hausherrn bereits einen Besucher vor, einen Notar Dr. Jahnitz, wie Herbert nun bei der Vorkellung hörte.

„Bitte, mein Heber Herr Bedekind, nehmen Sie Platz,“ nötigte ihn Dr. Bacarescu auf einen der Federstühle neben dem Schreibtische, vor dem der Notar saß, vor sich einen Haufen Akten und andere Schriftstücke. „Ich habe Sie hergelassen lassen, weil mir Ihrer Person zu einem Rechtsgeschäft bedürfen, das ich hier mit dem Herrn Notar zu erledigen habe. Herr Dr. Jahnitz saute mir eben,“ Bacarescu wandte sich lächelnd halb zu dem Notar hin, der sich beständig verneigte, „daß es die gefällige Vorkritik erfordere, daß die Identität meiner Persönlichkeit beaufs Ausstellung einer notariellen Vollmacht durch eine zweite, ihm bekannte oder doch genügend legitimierte Person bekräftigt wird. Ich möchte Sie also bitten.“ — Dr. Bacarescu lächelte leise ironisch —

„dem Herrn Notar zu besagen, daß Sie mich kennen, und daß ich wirklich der Doktor Waffil Bacarescu bin.“

„Aber selbstverständlich gern!“ versicherte Herbert, selber besichtigt aber die ihm ironisch vorkommende Formalität. Auch der Notar nahm die Sache von der heiteren Seite; denn er löschte, wie er sich nun an Herbert wandte:

„Das Gesetz erfordert nun einmal diese nicht zu un-

gehende Formalität. Also, Herr Bedekind — nicht wahr, Sie sind doch der Privatlehrer Herr Herbert Bedekind?“

„Nur Herr Vater war mir natürlich selbstverständlich von Person bekannt!“ — er verneigte sich höflich gegen den jungen Mann hin. — „Können Sie sich doch aber vielleicht — lediglich der Form wegen — selber legitimieren?“

„Wem, Herr Notar — hier, mein Militärpaß.“ Und Herbert einnahm seiner Brusttasche das Dokument.

Der Notar warf nur einen Blick auf das Dokument.

„Danke vielmals! — So, und Sie Ihrerseits befunden nun, daß der mit uns anwesende Herr Jahnitz persönlich bekannt ist, und zwar als der Herr Dr. Waffil Bacarescu aus Jassy in Rumänien — nicht wahr?“

„Selbstverständlich, Herr Notar!“

„Schön — so wäre denn alles recht in bester Ordnung.“ erklärte Dr. Jahnitz, einige Federzüge auf den vor ihm liegenden Aktenbogen machend. „Es erübrigt nun nur noch die Unterschrift der beiden Herren. Ich werde zu diesem Zwecke den Vortiant des Schriftstüdes den Herren noch einmal vorlesen.“

Kolonie Brunwald, 17. August 1904.

Vor dem Unterzeichneten ist erschienen der Herr Dr. Waffil Bacarescu aus Jassy in Rumänien zum Zwecke der Ausstellung einer Vollmacht zum Abschlusse des Verkaufs der im Amtsbezirk Niederlosbach in Wapern belegenen, dem Herrn Dr. Waffil Bacarescu gehörigen Liegenschaften. Der Besittitel der Herrn Dr. Waffil Bacarescu an diesen Liegenschaften stützt sich auf eine vom 6. Mai 1903 datierte Schenkung —

Eine leise Bewegung, und ein Laut von Dr. Bacarescu's Munde, als wollte er den Vorleser unterbrechen, machte den Notar aufsehen.

„Wie belieben, Herr Doktor?“ wandte er sich an Bacarescu.

Es war Herbert, als ob einen Augenblick lang ein Ausdruck des Unbehagens über des Doktors Biße hüfste, wie wenn die Fassung oder Verlesung dieser Stelle nicht nach seinem Wunsch sei; aber schon machte er wieder eine ruhige Bemerkung fortzufahren.

„O, nichts, Herr Notar — bitte gütigst weiter zu lesen.“ Der Notar begann darauf fortzufahren, aber Herbert glaubte wahrzunehmen, daß Bacarescu's Augen, die ansehend gleichgültig zum Fenster hinaus gerichtet waren, mit einem kaum merkblichen Seitenblicke beobachtend sein eigenes Gesicht bei dem nun folgenden Passus freistien:

— eine vom 6. Mai 1903 datierte Schenkung der Ehefrau des Kompanenten, worüber eine notarielle Urkunde vor-

liegt.

angefallenen Arbeitsnachweiser hatten 18 Vertreter ge-
samt. Der Verband hat in den letzten Monaten zwei aus-
gezeichnete Mitarbeiter verloren. Herrn Bürgermeister Dr.
Hase-Freiberg und Herrn Stadtschreiber Johann Bau-
sen. Der Verbandsdarstellende Herr Ober Hofrat Prof.
Dr. Sieba widmete ihnen bei Eröffnung der Versammlung
Worte dankbarer Anerkennung für ihre Verdienste
um die Sache des Arbeitsnachweises. Aus dem Bericht
über die Tätigkeit des Verbandes im Jahre 1914 und in
den ersten Monaten des Jahres 1915, den der Vorsitzende
erhielt, sei hervorgehoben, daß die Zahl der dem Ver-
bande angehörenden Arbeitsnachweiser von 22 auf 31
gestiegen ist. Neu beigetreten sind die gemeinnützigen Ar-
beitsnachweiser von Reichenbach i. S., Müllau i. S., Falken-
stein i. S., Buchholz i. Erzgeb., Taura, Widaun, der Ar-
beitsnachweiser der Königl. Amtshauptmannschaft Delitzsch
i. S., ferner die Sachverständigen und die Landesverlei-
hungsanstalt Königreich Sachsen. Der Ausbau der Arbeits-
nachweiserorganisation ist besonders durch zwei im Juni
1915 erlassene Verordnungen des Königl. Ministeriums
des Innern, worin die Gründung von Bezirks-
arbeitsnachweiser neben den Nachweiser in den
größeren Städten befürwortet wird, gefördert worden. Bei
Kriegsausbruch hat der Verband auf der Grundlage der
von ihm eingeführten zwischenmenschlichen Vermittlung im
Anschluß an die Hauptvermittlungstellen der Kreis-
hauptmannschaften versucht, eine Organisation zu schaffen, die
zwischen dem Mangel an Arbeitskräften auf der einen und
dem Überangebot auf der anderen Seite einen Ausgleich
ermöglichen sollte. Durch einen Aufruf „Zur Bekämpfung
der Arbeitslosigkeit“ sollte gleichfalls eine bessere Verteilung
der vorhandenen Arbeitskräfte herbeigeführt werden.
Weiter ist der Verband bemüht gewesen, die in Sach-
sen außerordentlich zerstückelte Arbeitsvermittlung zu
zentralisieren. Die Vermittlungstätigkeit hat an
den Verband berichtenden Arbeitsnachweiser hat während
des Krieges eine starke Steigerung erfahren, die sich aber
nur auf die männlichen Personen erstreckt. Gegenüber
den gleichen Monaten des Vorjahres wurden in den Mo-
naten August bis Dezember 1914 und 33.000 männliche
Personen mehr vermittelt. Mit einer Differenz von über
117.000 Befestigten haben die öffentlichen Arbeits-
nachweiser die Arbeitsnachweiser der Arbeitgeber weit über-
holt. Diese haben im Jahre 1914 sogar einen Rückgang
zu verzeichnen. Durch die Vermittlung von Befestigungs-
arbeitern, deren Zahl über 28.000 betrug, haben die öffent-
lichen Arbeitsnachweiser wesentlich zur Beseitigung der Ar-
beitslosigkeit in Sachsen beigetragen.

An die Besprechung des Jahresberichts schloß sich ein
Vortrag des Verbandsgeschäftsführers D. Reichgeier-Leip-
zig über die

Aufgaben des Arbeitsnachweises bei Beendigung des Krieges.

Die Aufgaben, die den Arbeitsnachweiser beim Friedens-
schluß erwarten, führte der Vortragende aus, sind weit
schwieriger als die, die bei Kriegsausbruch und während
des Krieges an ihn herantraten. Es handelt sich darum,
mehrere Millionen Kriegsteilnehmer wieder in die Volkswirtschaft
einzufügen und Hunderttausende von Arbeits-
kräften, die in den Kriegsinstrumenten über den Friedensbe-
darf eingestellt worden sind, wieder an anderer Stelle un-
terzubringen. Ferner soll möglichst versucht werden, die
Kriegsteilnehmer der Heimat zu erhalten, um den volkwirtschaftlich
ungesunden Zustieg nach den Großstädten zu verhindern.
Anschließend an die Besprechung des Jahresberichts schloß sich ein
Vortrag des Verbandsgeschäftsführers D. Reichgeier-Leip-
zig über die

Die Identität der Persönlichkeit des Herrn Dr. Bacare-
scu wird bezeugt durch die Aussage des mitschreitenden
Privatsekretärs, Herrn Herbert Bedekind, legitimiert durch
seinen Militärpas und im übrigen dem Untersuchungen per-
sönlich bekannt.

„Wie ich ja wohl getrost sagen darf“, fügte Dr. Bahny
mit einem lächelnden Blick auf Herbert hinzu.

„So, meine Herren, und nun Ihre Unterschriften, wenn
ich bitten darf.“

Juerek vollzog Bacarescu die Unterschrift, dann Herbert.
Frage: Erhab er sich dann?

„Kann ich Ihnen noch irgend sonstwie dienen, Herr
Doktor?“

„Danke, nein!“ verbeugte sich mit seiner gewohnten Höf-
lichkeit Bacarescu. „Nur noch besten Dank für Ihre freund-
liche Unterhaltung eben!“

„Aber bitte“, machte Herbert und empfahl sich dann dem
Rotar.

Langsam schritt er die Treppe zum Stimmer des kleinen
Wohnsitzes hinauf, mit einer nachdenklichen Miene. Er mußte
an den sonderbaren, fast lauernden Blick Bacarescus den-
ken, mit dem er da sein Gesicht vorhin heimlich beobachtet
hatte. Es war ja gerade, als hätte er sich vergewissert wol-
len, welchen Eindruck die Besichtigung des Dokuments auf ihn
machte.

Aber warum das? Es konnte Dr. Bacarescu doch ab-
solut gleichgültig sein, wie Herbert über seine geschäftliche
Angelegenheit dachte, die ihn zudem ja nicht im mindesten
interessieren konnte.

Freilich — es mochte ja wohl sein — daß Herbert an der
einen Stelle unwillkürlich aufgehört hatte — da, wo von
der Schenkung die Rede gewesen war. Aber schließlich, was
ging ihn auch das an? Warum sollte eine Frau nicht schon
bei Bescheiden ihrem Mann ihr Gut durch solchen Rechtsakt
zu eigen machen, um ihm die volle Verfügung darüber zu
gewähren — offenbar ja in der Absicht, um allen etwaigen
Ansprüchen von Seiten ihrer Familie vorzubeugen, mit der
sie verheiratet war, wie er ja nun wußte.

Wiederum, ein was wunderlich — das fiel Herbert
sehr nachträglich erst auf, wie er alles noch einmal über-
dachte — diese Schenkung datierte vom Mai vorigen Jahres;
angehend also war damals Frau Bacarescu noch im Bes-
itz ihrer geistlichen Kräfte gewesen, denn sonst hätte sie
ja doch nicht vor einem Rotar eine solche Urkunde aufsetzen
können.

Erne Frau! Also im kurzen Zeitraum von wenig mehr
als einem Jahre hatte sich ihr Schicksal so furchtbar geändert,
war das Schicksal, unheilbare Leiden; aber sie gekommen. Aber

nachweise sollen sich die Ausübung dieses Arbeitsmarkt-
anlegers und den Verkehr mit den Arbeitsnachweiser der
Arbeitsgeber und der Arbeitnehmer besonders angelegen
sein lassen. In der Arbeitsvermittlung für Kriegsbe-
schädigte, in der Berufswechselberatung für heimkehrende
Krieger, in der Berufsberatung der Jugendlichen, die
während des Krieges besonders gefährdet sind, erwachsen
den öffentlichen Arbeitsnachweiser neue soziale Aufgaben.
Die Arbeitsvermittlung muß versagen, wenn Arbeits-
losigkeit eintritt. Der Verband der öffentlichen gemein-
nützigen Arbeitsnachweiser wird die Vertretung der ihm
angefallenen Arbeitsnachweiser ausbauen und im
Zusammenwirken mit der Reichszentrale der Arbeitsnach-
weiser und den anderen deutschen Arbeitsnachweiser-
verbänden versuchen, Arbeitslose in anderen Teilen des Rei-
ches unterzubringen. Die Schwierigkeit, für arbeitslos wer-
dende Textilarbeiter andere Arbeitsgelegenheit zu ver-
schaffen, sei indes groß, da meist nur an ungelerneten Ar-
beitskräften, und da nur für schwere Arbeit, Mangel sei.
Der Arbeitsnachweiser allein kann die große Aufgabe der
Einordnung der Millionen von Kriegsteilnehmern in die
deutsche Volkswirtschaft nicht erfüllen, vielmehr muß der
Frage der Arbeitsbeschaffung die größte Aufmerksamkeit
von Reich und Einzelstaaten gewidmet werden. In der
auf den Vortrag folgenden Aussprache wurde besonders die
Kriegsinvalidenvermittlung und die Frage der Unterbrin-
gung der arbeitslos werdenden Textilarbeiter erörtert.
Der Verband nahm dann noch eine Erweiterung
des Verbandsvorstandes vor. Es wurde beschlos-
sen, daß neben den Arbeitsnachweiser Leipzig, Dresden
und Kamens die Landesverleihungsanstalt Königreich
Sachsen, ferner die Arbeitsnachweiser Chemnitz, Plauen
und Bautzen im Vorstande vertreten sein sollen.

Die Fahrt ins Ungewisse.

Südpolen, 27. Juli 1915.
sten. Bis Jaroslau regiert noch der Fahrplan. Dantes Volk
hat sich an die Grenzstation gedrängt, Kratau hat sich mit einem
Wall von Kutschken und Bescheinigungen umgürtet, die Sturm-
weilen des Krieges spüren bekümmerte Juden und laßepoche
gailische Bauern tief nach Wälderzich hinein. Juden noch . . .
die Hitze fahren ab und kommen an. Immerfort hegenen und
Wäldertransporte, Stimmen werden lebendig, im flackernden Licht
der Nacht ist alles voll von Soldaten, Beschäftigte, Russen und
Kittren. In Bahnhöfen halten wir, nur Bauerreste und ver-
dogenes Eisengesäß ist von ihnen geblieben; man sieht sie durch
und durch, diese Gebäude der Eile sind als Ruinen befreundlich
und unwahrheitsähnlich . . .

Dann der nächste Zug nach Kowaruzka fährt? Eine Pistolen-
frage. Die hundert Kilometer wachsen plötzlich ins Nebelgrau.
Am nächsten Mittag nimmt ein Munitionszug mich mit, dann ein
Proplanzug, später wieder ein Munitionszug. — Wir haben Muße,
das Band zu betrachten. Gräben und Erdbücher, auf weite Strecken
den Bahndörper entlang. Ermordete Wälder mit Stümpfen oder
verfangenen Stämmen; eine Fläche voll Baumleichen, die weißlich,
wie Knochen auf einem verlassenen Schlachtfeld, liegen. Soldaten-
gräber. Von 2. auf der Mitte des Weges ist wenig übrig ge-
blieben, der Bahnhof ist improvisiert, es riecht nach Desinfektions-
mitteln. Nachhüber bleibt unser Zug auf der Strecke liegen; der
Güterwagen hat eine Wand, etwas Schloß unter dem Mantel wird
möglich sein. — Der Morgen und Vormittag kommt, es geht
weiter. Die Soldaten sind solche Fahrten gewöhnt, sie haben des
Abends Menage erhalten, sehen ausgerückt aus und machen
Morgensmühle mit Wasser, das aus der Lokomotive gepumpt wird.
Durch hübsches Hügelland, mit langen Bäumen, rollen wir
weiter, der Zug und die Hitze wächst. Dann, nach vierundzwanzig
Stunden des Fahrens und Kampierens, die übliche Bahnhofsstille,
Staub, Kamine verbrannter Häuser: Kowaruzka. Ein Ziel? Bald
lernt man, daß ohne militärische Kasernenbesatzung der Anstömmling
rettungslos verhungern und verdursten müßte. Nichts ist hier
lebensfähig, es sei denn durch die allgemaltige Organisation des
Fettes.

Nur die Cholera blieb selbständig.

Kalter Kaffee.

Wenn der Zug in einen fast ausgebrannten Bahnhof einfährt;
wenn in der Umgebung dieses Bahnhofs die Kamme gleich miß-
förmigen Obelisk die Brandstätten überragen; wenn die Häuser
fensterlos verfallen und die Verkaufsstellen leer sind; dann hat der
Soldat für die Reischaft ein Kennwort: „Kalter Kaffee“.
Es ist der sachliche und höchst unsentimentale Ausdruck für
ein vernichtetes Stadtleben.
An der Spitze des kalten Kaffees aber sitzen in ihren leeren
Verkaufsstellen, stehen vor den Türen — die Juden. Sie haben
sich unter dem Kriegsgewitter geduldet, ertragen die Mißhandlung
und blieben, jetzt stehen sie vor den Türen, begrüßen einander
mit langamer Würde, und wenn ein Zufallsstörer sie anspricht,
ist sich in mühsamem Deutsch ihr Mitteilungsbefähigung.
Die „Schlacht“ ist schuld, daß in den Häusern des Rabens nur
dürftiger Julaßstrom sich mehr verbirgt als anbietet. „Schlacht“

aus welchem Grunde wohl? War es irgendein einschnei-
dendes Ereignis gewesen?

Dr. Bacarescu hatte ihm hierüber niemals eine Audeu-
tung gemacht, und Frau Bacarescu selbst war ja die Erin-
nerung an all diese Dinge ausgelöscht — eben ein Belchen
ihrer Erkrankung — so tappte denn Herbert mit seinen
Vermutungen ganz im Dunkeln.

Aber er hätte etwas darum gegeben, hätte er den Schlei-
er einmal lästern können. Schon manchmal hatte er so ein
eigenes Empfinden gehabt, als ob dieses dümmervolle Haus,
von dem alles klare Tageslicht so ängstlich abgeschloffen
wurde, irgendein dunkles Rätsel beherbergte. So neulich, als
er abends den seltsamen Monolog des Doktors im Zimmer
seiner Frau gehört hatte, und nun eben wieder. Hatte er
sich wirklich nicht getäuscht — hatte Bacarescu ihn tatsächlich
so merkwürdig angesehen?

Wenn er doch Bewußtheit darüber hätte erlangen können!
Mit einem Gefühl sich heigender Spannung trat Her-
bert wieder bei seinem Schiler ein, aber seine Gedanken
waren heute nicht sehr bei der Sache. Immer wieder began-
nen sie dem mysteriösen Etwas in diesem Hause nachzu-
spüren, das er witterte, ohne es greifen zu können.

Schritt da nicht schon wieder die Dame langsam drau-
ßen am Gartengitter auf der Straße vorüber?
Unter dem Vorhang seines offenen Fensters hervor sah
es zufällig Herbert, wie er jetzt nach dem Abendessen noch
einmal auf sein Zimmer gegangen war, um ein Buch zum
Vorlesen für Frau Bacarescu herunterzuholen. Er sah
jetzt durch das durchbrochene Gewebe des Vorhanges auf
die Straße hinaus.

Oftendur, es war dieselbe Dame, die ihm schon vorhin
einmal aufgefallen war. Es war so selten, daß sich hierher
in diese Abgeschiedenheit einmal ein Mensch verirrt, daß er
vorhin unwillkürlich auf die Erscheinung der brünetten Vor-
übergehenden geachtet hatte, obwohl gar nichts auffälliges
an ihr war. Es war eine einfach aussehende Dame in dunk-
lem Kleid, einen Schleier vor dem Gesicht, und sie war,
wie nach Strahlenbild und Handschuhem fühlend, vorbeir-
gerungen. Oftendur war sie vornehmlich hier in diesen ab-
gelegenen Winkel der Villenkolonie geraten und suchte sich
nun wieder zurechtzufinden. Jetzt schritt sie in der entgegen-
gesetzten Richtung wie vorhin nach dem Waldteile zu, in den
sich die neu angelegte Straße verlor.

Es würde Zeit, daß sich die Unbekannte wieder zurecht
fand — dachte Herbert bei sich, während er die Treppe zu
den Wohnräumen hinunterstiegt — denn die Dämmerung
des Herbsttages brach mit Macht herein; bald würde es ganz
dunkel sein.

ist der Krieg, die Abwanderung, die Requisition, die Mißhandlung,
die Summe aller Leiden, aus denen für diese Menschen die Er-
innerung des Krieges sich zusammenlegt. Ja, vor der „Schlacht“
. . . „Lieber Herr — so hoch hat die Waise gelegen. Alles war
noch. Jetzt? Wie sind geschlagen, beleidigt . . .“ „Stärker aber
bewegt ihn der Gedanke an den Ertrag eines ganzen Lebens, der
vernichtet wird, und er kann nicht anders, er muß diesen Ertrag
in Zahlen ausdrücken. Ein ganzes Leben . . . ein schones
Leben, lieber Herr, ein reines Leben . . .“ „Schonungslos Jahre
hast ich an meinem Vermögen gearbeitet, ich hatte 40.000 Kronen.
Nichts hab ich mehr. Wir sind geschlagen, beleidigt; meine Kinder
sind . . . verborben. Das kleine hat fünfundsiebzig Kilometer
laufen müssen, mit den Füßchen . . .“ „Ru — lieber Herr, Sie sind
aus Deutschland; Ihr alter Vater soll leben. Es ist uns schlecht
gegangen“ . . .

Südpolen.

Ohne daß ein äußeres Zeichen sie verrät, überlebt der Kraft-
wagen die Grenze — die keine Grenze mehr ist. Galizien endet.
Die Hügelwellen werden flacher, die Felder verlassener, die Wege
schlechter. In den größeren Ortschaften steht die gallische Bun-
theit, die Bauern haben dunkle Röde statt der russischen Weiß-
stiel, die Juden tragen Kappen statt der schwarzen Hüte . . . Und,
überausend: all die Bauern, die auf ihren Wagen mit den rüd-
stehenden Kolonnen fahren, haben die Geschlechter der russischen Ge-
fangenen. Von denen kommen immer neue Scharen heran, man
kann vergleichen. Es ist nicht anders; die wenigen Typen, die bei
den Russen unverändertlich wiederkehren, blicken uns unter den
Rundhüten der Bauern entgegen.

Die Wege, durch Kolonnen und Schwaarmen verwehrt,
sind wie auseinandergerissen. Sie passen sich der Weite dieses ein-
fachen und melancholischen Landschaft an. Welche Wege! Man
bietet den Fahrstrassen Galizien alles ab. Es hat geregnet, und
der gekerkerte Schlamm dieser Wege läßt sich bald langgedehnten,
nassen Aedern, bald dem braunen Wasser vielbefahrener Ströme
gleichen. Der Kraftwagen kreucht und mahlt, an Kolonnen vorbei
und langen Hügel Gelangener, dann durch tiefe Verlassenheit geht
es weiter nach Polen hinein. Auf den Feldern harret das Getreide
des Schnittes, manche Wälder scheinen ganz vereinst: Die Ähren
haben die Bevölkerung mitgenommen oder zur Flucht veranlaßt,
die Deutschen sollten keine Ententearbeiter vorfinden. Auch bedarf
der Flüsse der Arme und Hände für neue Feldbeseitigungen, weit
nordwärts von uns . . . Ein Schilfschiff steigt weiß aus dem
Grün, ein polnischer Herrschig. Hier wohnt das Korpskommando,
doch nur für kurze Tage.

Denn wie haben Bewegungskrieg.

Dr. Hermann Friedemann, Kriegsberichterstatter.

Gebrauchte Konserven-Dosen.

Da in diesem Jahre fast alles Weibliche beschlag-
nahmt ist, werden Dosen knapp sein. Man kann diesem
Mangel entgegenwirken, indem jede geöffnete Dose sauber
gereinigt, getrocknet und sorgfältig beiseite gestellt wird,
um abgemittelt zu werden; dann ist die Dose, mit einem
neuen Deckel versehen, wieder gebrauchsfähig. Die Dose
ist durch Abschneiden und neues Wördeln nur einen Zenti-
meter kürzer geworden; das spielt im Haushalt keine
Rolle. Jeder Klempner ist instande, für wenig Geld das
Abschneiden auszuführen. Wo Dosen in größerer Anzahl
vorhanden sind, lohnt es, eine Maschine dazu anzuschaffen,
auch gibt es Vorrichtungen an Verschlussmaschinen, mit
welchen Dosen abgemittelt und gebördelt werden.
Sicherer arbeitet jedoch eine besondere kleine Maschine,
wie solche von einer Braunschweiger Spezialfirma ange-
fertigt wird. Nachdem die Dosen wieder instand gesetzt
sind, werden sie fortlerkt. Innen lackierte Büchsen sind zu
prüfen, ob die Verladung auf allen Stellen noch sauber
ist, sonst steht zu erwarten, daß die Fruchtäuren des
Metall zu sehr angreifen, so daß Löcher entstehen. Solche
Dosen nimmt man am besten im zweiten oder dritten
Jahre zum Wemseln ein. Ferner sind besonders die
Wördelstellen an der Lötung nachzusehen und ausge-
bördelt Röhre zu löten. Auf der Lötung gefaltete Dosen
lassen sich nicht abschneiden, aber in Deutschland werden
nur wenig solcher Dosen hergestellt, man trifft eigentlich
sehr große Büchsen gefalt. Die Deckel sollen stets von
derselben Dosenfabrik sein, welche die Dosen lieferte; man
geht dann sicher, daß alles paßt.

Verwendet
"Kreuz-Plennig"
Marken
auf Karton, Briefen usw.

Im Wohnzimmer drunten entwickelte sich nun das Ab-
liche Abendbild. Frau Bacarescu setzte sich vor den Kamin-
sitzigen Wasserd. Sie liebte es, so in einem weichen Sessel
ruhend, träumend in die rotspielende Flamme zu starren, die
da zu ihren Füßen von den blanken Kupferwänden des Kamin-
sitzes sich widerpiegelt.

Herbert sah nahe bei ihr, die hohe Ständerlampe mit
dem rosafarbenen Seidenschirm so gestellt, daß ihm das Licht
hell auf das Buch fiel, Frau Dr. Bacarescu aber im ge-
dämpften Scheine verblieb. Sie sah wirklich hübsch aus, wie
sie in einem vergrauten, ledernen Dauchleib so dasch in dem
warmen Lichtschein, der ihr blaues Gesicht rötlich überhauchte,
so daß man sie für eine ganz gesunde, glückliche Frau hätte
halten können, wenn nicht der Ausdruck leiser Behmut da-
gegen wäre, der sich so fest um ihre Mundwinkel eingensetzt
hatte.

Dr. Bacarescu sah nach seiner Wohnwelt hinten auf
dem Sopha in der Ecke und rauchte dort in Dämmern seine
Zigarette, wie immer den summen Zuschauer bei der Vorle-
sung oder Unterhaltung der beiden am Kamin abgehend, bis
draußen mit dumpfem Rollen das Automobil vorfuhr, das
ihn alle Abende zur Fahrt in den Klub abzuholen pflegte.

Herbert las heute ein Drama vor — ein neues Schau-
spiel, das in Berlin viel von sich reden machte. Mit geschlos-
senen Augen lauschte ihm Frau Bacarescu, aber man sah
es ihrem heftig wechselnden Mienspiel an, daß sie mit in-
terner Teilnahme zuhörte. Es war das ja ihr einziges Be-
günstigen, und sie lebte und webte ganz in dem Vorstellungs-
freize des Dichters. Auch wenn sie nachher mit Herbert über
das Vernommene sprach, geschah es mit einer ganz merkwür-
digen Gebantenklarheit. Sie war also doch offenbar im-
stande, sich in alle Lebensverhältnisse und Seelenregungen
richtig hineinzuversetzen, sobald nur nicht ihre eigene Person
dabei irgendwo in Frage kam.

Herbert hatte eben eine besonders dramatische Szene von
pöckender Wirkung vorgelesen, da unterbrach ihn Frau Ba-
carescu. „Sie lesen sehr gut, Herr Bedekind, aber so etwas
muß man doch auf der Bühne sehen und hören, will man vol-
len Genuß haben. — Warum komme ich eigentlich nie in ein
Theater mehr?“

Sie richtete die Frage an Herbert, sprach aber die Worte
traurig und sinnend und halb laut wie zu sich selbst.

Herbert antwortete in leiser Verlegenheit die Köpfein, zu-
gleich in wärmerem Bedauern mit der Unglücklichen, die
ihren wahren Zustand so gar nicht ahnte.

Fortsetzung folgt.